

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 6. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch die Post und durch den Buchhandel bezogen werden. Preis pro Semester 2 Mark. Juni 1877.

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. Champon S. J. an seinen Bruder. — (Fortsetzung.)

II. Batrun und Tripolis.

Es war Zeit für uns, nach Kesifane wieder zurückzukehren und von dort unsere Reise nach Batrun fortzusetzen. Unser Weg führte durch das reizendste Thal, das ich je sah. Wir wanderten auf einem Blumenteppich von tausend verschiedenen Farben, dem die köstlichsten Wohlgerüche entstiegen. Die Hand der Natur hatte ihn gewirkt und in ihm die Schönheit aller Treibhäuser und aller botanischen Gärten der Welt überboten. Die sanften Abhänge der Berge zur Rechten und Linken prangten im Schmucke zahlloser Arten von Blumen und Sträuchern und boten einen allerliebsten Anblick, während unzählige gut bestellte Felder aus dem farbigen Rahmen herausschauten, wie wenn der neckische Zufall sie in diese blumige Umgebung uns zur Augenweide hineingestreut hätte. Durch diesen Paradiesesgarten begleitete uns ein Pfarrer, der auf seinem unansehnlichen Thiere zur Stadt ritt, um Geschäfte zu machen. Wundere Dich nicht! denn der orientalische Pfarrer muß für seine ganze Familie sorgen. Weil sein Gehalt für sie nicht ausreicht, muß er wohl ein Geschäft betreiben, das ihn dann aber hindert, seine Zeit dem Seelenheile seiner Pfarrkinder zu widmen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Im Beichtstuhle, in dem ich den ganzen Morgen zubrachte, hatte ich die große Freude, Seelen von wahrer Frömmigkeit und echt religiöser Bildung anzutreffen, und das ist ein wirklich seltener und kostbarer Fund in Mitten des Sittenverderbnisses und der Unwissenheit, dieser traurigen charakteristischen Merkmale des Orients. Und woher rührt dieser Schatz des glücklichen Batrun? Aus der Schule der Schwestern! Nichtsdestoweniger haben die guten Schwestern vor fünf Jahren zum Wanderstabe greifen müssen, verjagt gerade von denen, deren Pflicht es gewesen wäre, sie zurückzuhalten. Aber Gott sei Dank! der Segen, den sie gestiftet, ist nicht mit ihnen hinweggezogen, er lebt wie ihr Andenken in Aller Herzen fort.

„Hochwürdiger Vater! geben Sie uns die Schwestern zurück, geben Sie uns die Schwestern zurück!“ riefen mir die guten Leute entgegen. Ich konnte ihnen nur Worte des Mitleids und Vertröstungen auf die Zukunft geben.

Batrun ist das alte Botrys. In seiner Umgebung ragen am Strande des Meeres mächtige Blöcke empor. Das ungeübte Auge des Laien sieht da nur Felsen, aber es täuscht sich. Ein Kennerauge findet in ihnen Zeugen einer tausendjährigen Vergangenheit, Trümmer und Ruinen von Bauten des alten Handelsvolkes der Phönizier. Die Ernte an archäologischen Kostbarkeiten ist hier sehr ergiebig; nicht selten stößt man auf Gräber mit Mumien, die den ägyptischen vollkommen ähnlich sind. Das kann Niemand Wunder nehmen, der bedenkt, daß der Boden, auf dem wir stehen, von den Kindern Arads bewohnt war, daß hier die Grenze jenes mächtigen Reiches der Khetim war, mit denen sich die Pharaonen so oft gemessen.

So interessant Batrun wegen seiner Alterthümer der ge-

lehrten Welt ist, ebenso interessant ist es der Handelswelt wegen seiner Schwammfischerei, die hier jedoch auf die einfachste Weise betrieben wird. Der Schwammfischer fährt mit seiner Barke zur Stelle, an der die Schwämme tief unten in der See wachsen, stürzt sich in's Wasser und taucht mit gefüllten Händen wieder empor. Ein unternehmender Franzose wollte vor einigen Jahren die Taucherglocke und andere neue Erfindungen hier einführen — aber jung gewohnt, alt gethan; die Fischer von Batrun konnten oder wollten sich der neuen Art nicht anbequemen.

Von Batrun erreicht man nach einer guten Tagreise Trablus, so corrumpiren die Araber den alten Namen Tripolis. Auf dem Wege machte ich mir das Vergnügen, mich mit meinem Muker zu unterhalten. Er war ein Bursche von 15 Jahren, der nur aus Haut, Nerven und Knochen zu bestehen schien. Plötzlich mitten im harmlosesten Gespräche fing der Junge an aus vollem Halse meinem Reisegefährten zuzurufen: „Hochwürdigster, heiligster Vater, Gott sei mit dir! aber nicht so rasch, nicht so rasch." Mein Reisegefährte that, als höre er nichts und trieb sein Thier zu noch rascherem Trabe. „O Vater, du willst nicht hören auf deinen kleinen Diener, aber sieh dich vor, es kommt der Tag des letzten Gerichtes; Gott, er sei gelobt in Ewigkeit, wird Rechenschaft von dir fordern für alle Sünden, zu welchen du mein Maulthier zwingst."

„Närrischer Kauz," fragte ich ihn, „wie kann denn ein Maulthier sündigen?"

„Hochwürdiger Vater," erwiederte er, „der Segen des Himmels ruhe auf dir; aber wer auf Erden ist ohne Sünde? Und dann sieh, ich liebe dieses Maulthier wie meinen Bruder, denn es ist in meines Vaters Hause geboren und gerade so alt wie ich."

„Wie ist das möglich? Das Maulthier ist höchstens 8 bis 10, und du wenigstens 15 Jahre alt."

„So wie du sagst, verhält es sich in der That, Vater, die Wahrheit wohnt auf deinen Lippen; aber doch hast du nicht Recht, denn ich rechne so: Ich bin eigentlich erst geboren, als ich mit den Maulthieren auf die Landstraßen geschickt wurde, das war aber genau an jenem Tage, an dem dieses Thier zur Welt kam; also sind wir gleichen Alters."

Mittag kamen wir im Dorfe Schekka an. Dort ward Halt gemacht, um die kleine Schule zu besuchen. Was für ein prächtiges Völkchen in diesem Schekka wohnt, Dank den Bemühungen der guten Schwestern. Unser Mittagsmahl nahmen wir dort wie anderwärts im Freien, wobei es uns an Zuschauern nicht fehlte. Männer, Weiber und Kinder umstanden die seltenen Gäste und stierten sie mit großen Augen an. Das Mittagessen entsprach nicht europäischen Begriffen, sondern der naturwüchsigen Ursprünglichkeit des Libanon. Da ist nichts zu sehen von Tisch und Stuhl; man breitet eine Matte auf dem Boden aus, oder wenn es hoch hergehen soll, einen Teppich; Gabel und Messer sind ebenfalls unbekannte Dinge; die Hand ersetzt sie. Suppe kennt man nicht, aber Reis desto besser; Reis heute, Reis morgen; Reis Mittags, Reis Abends; außerdem kommen dir hier alle möglichen Arten Saucen, wie sie wohl keine europäische Hoftafel zieren, im buchstäblichen Sinne unter die Finger. Aber neue Schwierigkeiten! wie soll man sie essen, denn Löffel gibt's auch nicht. Wozu hast du denn das Brod, d. h. diese dünnen Brodkuchen in der Hand? Man bricht ein Stück ab, biegt es ein wenig zwischen den Fingern und fertig ist der Löffel, der noch den Vortheil bietet, zugleich mit seinem Inhalt verzehrt werden zu können.

So speist man im Libanon. Das Trinken geschieht erst nach dem Essen, und die Araber finden es äußerst komisch, so verschiedene Dinge wie Essen und Trinken stets abwechselnd zu thun. Nach dem Essen geht daher erst der Wasserkrug von Hand zu Hand, aber nicht von Mund zu Mund, denn das Trinken erfordert eine gewisse Kunst. Der Araber nimmt nämlich den Krug nicht an den Mund, sondern hält ihn in Armeslänge Entfernung von sich und läßt einen ununterbrochenen Wasserstrahl — einen Wasserfall en miniature — in die Kehle rinnen. Sich diese Gewohnheit auch anzueignen, wird manchem Missionär sehr schwer. Nach jeder Mahlzeit wäscht man sich sorgsam Hand und Mund. Darauf erscheint der Kaffee; ihm folgt endlich die Unterhaltung und zwar eine sehr lebhafte; da regnet es Fragen auf Fragen von jeder Seite aus der dichtgedrängten Menge her.

Beim Abschiede begleitete uns die ganze Schuljugend mit ihren Lehrerinnen zum Dorfe hinaus. Auf unserer Weiterreise zogen wir an den Mauern mehrerer griechisch-schismatischer Klöster vorbei. Wie mag es wohl in nicht wenigen jener sogenannten Gotteshäuser aussehen! Wenn im Orient das Beispiel der so tief gesunkenen Sitten, wenn morgenländischer Leichtsinn mit seinem Hang zum Sichgehenlassen, wenn die allzu ängstliche Sorge für die Güter dieser Welt, verbunden mit dem Mangel an ausreichender Bildung, auf den wahren Ordensgeist der katholischen Klöster trotz des Lichtes des wahren Glaubens und der vorsorgenden Wachsamkeit der wahren Kirche nachtheilig genug einwirken, wessen kann man sich da nicht bei den Schismatikern versehen, denen nicht nur jenes Licht und jener Schutz fehlen, sondern auf denen auch der Fluch des Mißbrauches der heiligsten Geheimnisse mit mächtiger Schwere lastet? Alle jene Einflüsse vereinigen sich hier mit ihrem schrecklichen Bundesgenossen, der Lüge; nach dem, was ich mit eigenen Augen sah und mit eigenen Ohren hörte, darf ich wohl sagen, daß die häretischen Mönche meistens das Bild sittlicher Verkommenheit bieten. Selbst ihre Glaubensgenossen sehen das Kloster nur als privilegirte Wohnstätte des Lasters an. Die schismatischen Laien sind mehr gleichgiltig als feindlich gegen die Wahrheit und können immerhin ihre Unkenntniß vorschützen; wie weit aber gilt diese Entschuldigung für schismatische Bischöfe, Priester und Mönche? Gott allein weiß es.

Die Sonne sank im Westen in die Wellen; Trablus, das Ziel unseres heutigen Marsches, lag vor uns.

Tripolis[1] war einst ein Mittelpunkt und großartiger Stapelplatz aller seefahrenden und handeltreibenden Völker des Orients, aber heute bietet es nur noch ein trauriges Schattenbild der glorreichen Vergangenheit.

An jedem Fleck Erde, den der Fuß des Islams betritt, haftet der Fluch der Unfruchtbarkeit, und jede Stadt, über die sein Halbmond aufsteigt, ist bald vom Schatten des Todes umnachtet. Wo es dem Islam gelingt, einzubrechen und sich Geltung zu verschaffen, da wirkt er bei Volk und Land wie jene Heuschreckenschwärme, die aus dem geheimnißvollen Schweigen der arabischen Wüste wie eine nächtliche Wolke aufsteigen, vom Windhauch

[1] Wie schon der Name besagt, bestand Tripolis früher aus drei Städten, welche Kolonisten von Aradus, Tyrus und Sidon gegründet. Die erste lag dicht am Meere, in der Nähe der jetzigen „Marine"; die zweite thronte, wie deutliche Spuren und Überreste zeigen, im Osten auf einem Hügel; die dritte endlich stand dort, wo sich heute noch die eigentliche Stadt erhebt.

der göttlichen Rache getragen dort auf die gesegneten Fluren sich niederlassen, wo die ewige Gerechtigkeit zu strafen beschlossen — und in Kurzem ist das lachendste Gefilde, ja sind ganze blühende Striche eine traurige Wildniß geworden. Das Reich Muhammeds erhalten, ja stärken wollen auf Grundlage des Korans, jenes Buches, das gewisse Leute über die Evangelien stellen, das heißt die Augen zudrücken, das heißt das A B C des Korans nicht gelernt haben, heißt seine Principien verkennen, die doch offenbar alles geistige Leben ertödten, jede Sittlichkeit untergraben, ja unmöglich machen.

Wir nahmen unser Absteigequartier im Lazaristenkloster. Die gastfreundliche, liebevolle Aufnahme, die uns zu Theil ward, that in der öden Luft der fast ganz muhammedanischen Stadt doppelt wohl. Wir versäumten nicht, sie gründlich in Augenschein zu nehmen. Unser Führer war — du wirst es kaum glauben — ein Sohn des Mars, ein türkischer Oberst, aber einer, der sich nach französischem Muster civilisirt hatte, wie er uns bei jedem dritten Wort versicherte. Er ließ uns keine Ruhe, bis wir auf seinem Divan mit ihm Sorbet und Kaffee getrunken und zum Zeichen der Freundschaft mit ihm den Schibuck geraucht hatten.

Dank unserem würdigen Achmed-Effendi haben wir die große Moschee, ehedem eine christliche Kirche, und die verfallene Citadelle, die von den Kreuzfahrern erbaut ist, besuchen können. Beide Denkmale, das erste ein Zeichen des Glaubens, das andere ein Beweis des Heldenmuthes unserer Väter, sind unter der Herrschaft der Pforte zu Ruinen geworden. Es kümmert den Türken wenig, ob die Balken faulen, die Mauern Risse bekommen; so lange ihm das Dach noch nicht über dem Kopf zusammenstürzt, regt er weder Hand noch Fuß. Unser Offizier hatte die Gefälligkeit, uns persönlich überall hin zu begleiten, oder doch die allercivilisirtesten seiner Soldaten uns als Ehrenwache und lebendige Fermane mitzugeben. So spazierte unser Trio, ein Sohn des Propheten in großer Uniform und zu jeder Seite eine schwarze Sutane, in bester Freundschaft durch die Straßen. „Ich bin wahrhaft civilisirt,“ betheuerte unser Held, „aber meine Landsleute sind noch weit davon, es zu werden. Seht, wenn ich bei euch bin, wagt man es nicht, einen Finger gegen euch zu erheben, aber wäre ich nicht da, so könnte euch wohl etwas begegnen, und wie würde das mein civilisirtes Gefühl empören!“ „Civilisirt“ war unser Führer, dafür aber hatte seine Liebe für den Propheten den Gefrierpunkt erreicht. Auf dem Wege sagte er uns: „Einige gute Lehren für Gesundheitspflege, auch hie und da ein glücklicher Wink für Politiker mag sich im Koran finden, im Übrigen aber hat der Prophet in seinen religiösen Begriffen und Anschauungen sich in die gröbsten Widersprüche verrannt und bietet das abgeschmackteste Zeug feil.“

Nun denkst Du Dir vielleicht, diese civilisirten Türken stünden dem Evangelium näher, als ihre dem Propheten ergebenen Landsleute; weit gefehlt. Nichts steht der Wahrheit ferner, als der Fanatismus der Gleichgiltigkeit — der steckt diesen Kameraden unverwüstlich im Blute; die Religion ist für sie ein leerer Name, ein entsetzlich abgeschmacktes, nichtssagendes Ding.

Wie freuten wir uns dagegen, im maronitischen Scheik von Aher einen ächten Kernmann und einen braven Katholiken zu finden! Das Erbe seiner Ahnen, von denen mehrere ihr Blut für den heiligen Glauben vergossen, hat sich in seinen Händen unversehrt erhalten, und sein gesunder Sinn und richtiger Blick bewahrte ihn davor, sich in das politische Wirrsal zu verwickeln, das seine Landsleute in letzter Zeit angerichtet.

Unter den Priestern fanden wir in der Person des Herrn Assemani, eines Urneffen des berühmten Gelehrten gleichen Namens, den Beweis für die trostreiche Wahrheit, daß der katholische Priester, geadelt durch priesterliche Reinheit und bereichert durch gründliche Bildung, mit dem Segen seiner apostolischen Arbeiten überall, unter jedem Himmelsstrich, bei jedem Volke der Erde die gleichen Wunder wirkt. Er hat ganz allein eine schöne große Kirche gebaut, hat eine regelrechte Pfarrei eingerichtet und wußte in Mitten einer ganz türkischen Stadt dem christlichen Namen selbst bei den Behörden die vollste Achtung zu verschaffen.

III. Ehden und Mar Antun Eschaya.

Doch es wird Zeit, sich wieder zu Pferde oder vielmehr auf's Maulthier zu setzen. Dießmal gilt es die Nordseite des Libanon zu ersteigen bis zum reizenden Flecken Ehden und zu den heiligen Cedern, die ihr alterschweres und doch stets verjüngtes Haupt so kühn zum Himmel erheben. Ich wage es nicht, Dir eine Beschreibung von Ehden zu liefern; nur dieß sei gesagt: Solltest Du je bis in die luftigen Höhen von Ehden kommen, so hüte Dich, den geringsten Zweifel zu äußern, wenn man Dir erzählt, Ehden sei das Paradies der Genesis gewesen und Bescharra mit sammt den andern kleinen Dörfern in der Nähe seien die ersten Städte der vorsündfluthlichen Welt; das leiseste Kopfschütteln könnte Dir übel zu stehen kommen.

Nach dem Abendessen hatte ich während meiner Reise häufig das Glück, einer arabischen Abendunterhaltung anwohnen zu können. Es herrscht nämlich hier die patriarchalische Sitte, daß Sippen und Nachbarn sich in einem bestimmten Hause treffen, heute hier, morgen dort. Zur bestimmten Stunde ist das größte Gemach festlich hergerichtet, die Gäste kommen, schon sitzen sie im Kreise auf ihren Matten, die Pfeifen sind angezündet, der Kaffee duftet, kurz, Du hast ein Bild echt morgenländischer Poesie vor Augen. Was soll es denn jetzt geben? Man wird in der einzigen Bibliothek des Landes lesen und herumstöbern; aber die ganze Bibliothek ist ein leicht tragbares Ding, denn sie besteht in dem treuen Gedächtniß des weißbärtigen Greises, auf dessen ehrwürdigem Antlitz jedes Auge ruht. Alle hangen mit Aufmerksamkeit an den Lippen des Erzählers. Der Ursprung des Volkes, die Stammbäume der einzelnen Geschlechter sind ihm kund; man wird nicht müde, längst gehörten und bekannten Sagen zu lauschen, das Heldenthum der Ahnen preisen zu hören, zu vernehmen, welche Krieger sich in diesem oder jenem Strauß mit dem Feinde am wackersten bewährten; kurz alles, was es Theures und Bemerkenswerthes im Leben und Gedächtniß eines Volkes geben kann, bietet diesen Abendunterhaltungen bis in die Mitternacht hinein unversiegbaren, ewig alten und doch ewig neuen Stoff. Man muß mitten unter den braunen ernstblickenden Männern gesessen haben, um ihre Gebräuche, Sitten, Ideen und Eigenthümlichkeiten verstehen zu lernen. An einem solchen Abende lernt man mehr als in all den gelehrten Büchern, die über den Orient handeln. Nur ist nicht Jedem der Zutritt zu diesem vertraulichen Familien- und Freundeskreise gestattet; aber der Missionär ist kein Fremdling, ihm ist der Einlaß nirgends verwehrt.

In Ehden nahm uns der Pfarrer Saadeh unter sein gastliches Dach auf. Er wird weit und breit als lebendige Chronik der Denkwürdigkeiten und Alterthümer des Landes gerühmt.

Kaum war deßhalb der Abendimbiß weggeräumt, so wurden die Gelehrten und Ältesten der Stadt herbeschieden, und die Sitzung konnte beginnen.

„Hochgelehrte und würdige Väter," hebt der Pfarrer an, „Gott sei stets mit euch! ihr wißt, daß unser Land erst seit hundert Jahren so gut und so katholisch ist, wie ihr es jetzt seht."

„Eröffnet uns die Schätze euerer Weisheit und Wissenschaft," lautet unsere im orientalischen Stil gehaltene Antwort, „wollet uns nicht vorenthalten, was ihr versprochen!"

„Seht, die Metualis, die früher hier wohnten (Gott möge sie zu Schanden machen), waren die Trümmer jenes gewaltigen Heeres, mit dem Timur-Lenk (Tamerlan) alle Länder des Orients sengend und brennend überzog. Bald nach der Eroberung von Baalbeck rief der Tod den großen Führer ab. Anstatt nun in die heimischen Steppen jenseits Hadscham (Persien) zurückzukehren, setzten seine Horden sich hier im Lande fest und machten es sich dienstbar. Eine lange Reihe von Jahren ging Alles gut, die Herrschaft der Eroberer war erträglich; aber allgemach wurde es ihnen zu wohl in unserer schönen Heimath. Ihr Übermuth, ihre ungezügelten Leidenschaften arteten in eine unleidliche Tyrannei aus; — schwer lastete ihr Joch auf unsern Vätern, darum war unserer Ahnen einziges Sinnen und Trachten, Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie sie der drückenden Schmach ledig werden könnten.

Unser Bischof und unsere Stammeshäupter flehten zu Gott um Hilfe. Es floß das erste Blut, ein Zeichen zur allgemeinen



Trablus (Syrisches Tripolis).

Erhebung, alles waffenfähige Volk des Gebirges erhob sich wie ein Mann. Es gab harte Kämpfe, sie währten lang und manchmal mußten wir mit blutigen Köpfen uns zurückziehen. Endlich griff die Hand des Herrn ein in das ungleiche Spiel, sie nahm sich der Sache der Unterdrückten und Schwachen an, und es gelang uns, die Feinde unserer heiligen Religion aus unsern theuern Bergen hinauszufegen bis in die Ebene von Baalbeck."

„Das ist wahr, das ist wahr," betheuert der ganze Kreis der Greise unter zustimmendem Kopfnicken.

„Habt ihr schon gehört von der Judith Ehdens? Das ist eine herrliche Geschichte, so schön wie die von der Judith des Holophernes."

„Von der Judith von Ehden, gelehrter, hochwürdiger Herr, hat man uns nirgends ein Wort gesagt; erzählt, seid so gut und erzählt uns die Geschichte."

„Wie rein, wie schön war unsere Schwester Wardeh (= die Rose), die Judith von Ehden, wie muthig war sie! Sie war wie ein Engel, aber wie einer von den Engeln, welche die Heerschaaren des Herrn anführen und die Mächte der Unterwelt zu Boden werfen. Damals lebte zu Trablus ein gewaltiger Riese, ein Sohn des falschen Propheten (Gott möge ihn richten!). Tag für Tag stieg er von Trablus herab auf den Midan[1], wo er in stolzem, trotzigem Übermuthe die Christen schmähte, ihren

[1] Midan heißt der öffentliche Platz, auf dem die arabischen Jünglinge sich in den verschiedenen Kampfspielen u. s. w. üben.

Glauben verhöhnte und Jeden eine Memme nannte, der nicht einen Zweikampf mit ihm wage auf Leben und Tod. Er rief mit frecher Stimme: ‚Die ihr nach Morgen wohnt und nach Abend, ihr Bewohner der Ebene und der Berge, ich fordere euch



Maroniten beim Kloster Mar Antun Eschaya.

heraus, wer es mit mir aufnehmen will, der komme her, er setze seinen Fuß auf den Sand des Midan und stehe mir!‘

Da streckte die übermenschliche Kraft des Riesen manch jungen wackern Kämpfer hier auf den Sand des Midan. Eines Tages

stieg die jungfräuliche Wardeh, die Judith von Ehden, mit ihrem Vater und den Söhnen ihres Oheims von den heimathlichen Bergen nach Trablus hinab. Kaum hört sie die gotteslästerlichen Reden, die Herausforderung des Riesen, des Sohnes des Propheten, da beginnt es ihr im Herzen zu kochen, das Blut schießt ihr in die Wangen und fort ist sie auf dem Kampfplatz. Kein Flehen, kein Zürnen hält sie zurück. ‚Laßt mich, laßt mich,‘ ruft sie voll heiligen Eifers zurück, ‚hat er nicht meine Berge gelästert? hat er nicht gelästert meinen Glauben? Rächen will ich meinen Glauben und die Ehre meiner Berge.‘

Der Riese stutzt. ‚Ja wohl, eine Jungfrau kommt, sie kommt herab von den Bergen, um zum Ruhme der Mutter Jesu den Anbeter des falschen Propheten, den furchtbaren Riesen zu überwinden. Nur Eines sollst du ihr vorher schwören, daß deine gottlose Hand weder ihr Antlitz noch ihre Brust berühren wird; wenn du den Eid nicht hältst, so kennt mein Zorn keine Schranken und dein Tod soll schrecklich sein.‘

Der Riese nimmt die Bedingung an, und nun beginnt das grausige Spiel auf Leben und Tod.

Zum ersten Male sieht der Riese eine ebenbürtige Kraft sich ihm entgegenwerfen, er fühlt, wie er zittert. Er versucht alle seine Ränke, alle Kunstgriffe des Zweikampfes. Umsonst, die jungfräuliche Wardeh steht bald unerschütterlich fest wie die Felsen von Ehden, bald springt sie um ihren Feind herum flink und behende wie die Gazelle der Wüste. All seinen wuchtigen Hieben weicht sie aus, all seine Angriffe schlägt sie zurück. Ihr jungfräulicher starker Arm ergreift den Riesen, hebt ihn vom Boden, bringt ihn zum Wanken. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. Eben will sie den keuchenden und zerschlagenen Riesen auf den Sand des Midan hinwerfen, da greift er die Jungfrau gegen das beschworene Kampfgesetz an. Aber da kam ein heiliger, jungfräulicher Zorn über unsere Schwester, über die jungfräuliche Wardeh, die Judith von Ehden. Wie spitzige Schwerter schlägt sie mit eisernem Griff die Finger ihrer kräftigen Hand in die Seiten des Riesen und das Blut rinnt heraus. Dann hebt sie den wuchtigen Riesen auf und schmettert ihn nieder auf den Sand des Midan, wie man ein unnützes Gefäß auf den Boden schleudert.“

„Ehre sei Gott in der Höhe, der jenen den Sieg verleiht, die ihn lieben!“ ruft wie aus einem Munde die ganze Versammlung.

„Ja stark sind die Kinder von Ehden,“ endigte unser Pfarrer seine Erzählung, „ein einziges jagt ein ganzes Bataillon Türken in die Flucht; noch jüngst im letzten Krieg haben sie es bewiesen.“

Am folgenden Tag waren wir gezwungen, einem ländlichen Feste beizuwohnen, das uns zu Ehren veranstaltet ward. Eine große Schaar unserer Freunde führte uns auf einen benachbarten Berg, dessen Spitze die Ruinen einer alten Festung krönen. Nebenan befindet sich eine Kapelle der allerseligsten Jungfrau, die den Namen „Unsere liebe Frau von der Citadelle“ trägt. Zu unsern Füßen lag der reiche Segen des herrlichen Landes; bis zum Meere schweift der Blick, in dem die Dreistadt von Trablus sich badete.

Nachdem ich drei Tage unter den biedern Bewohnern des irdischen Paradieses im Libanon, nicht ohne Erfolg für unsere Missionszwecke, zugebracht hatte, schlug die Stunde zum Abschied.

Nach einem langen Ritt kreuz und quer, über Berg und Thal, durch eine Landschaft, die keiner auf der weiten Gotteswelt an großartiger Schönheit und Mangel an gangbaren Wegen nachsteht, erreichten wir Mar Antun Eschaya, das Stammhaus und berühmteste Kloster der Söhne des hl. Antonius im Libanon.

Welch prachtvollen Anblick bietet dieses furchtbar wilde Thal! Schwindelnde Höhen neben unergründlichen Tiefen! Ein gewaltiger Fels, der gleich einem riesigen Strebepfeiler neben dem waldbedeckten Bergeshaupt hervorwächst, trägt das Kloster kühn und sicher an einem bodenlosen Abgrund. Die Kirche und ein Theil der Zellen sind aus dem Felsen herausgehauen. Es sind kaum hundert bis hundertundfünfzig Jahre, seit die meisten großen Klöster im Libanon entstanden; denn wenn auch früher die Zahl der Mönche nicht kleiner war, so lebten sie doch alle zerstreut als Einsiedler im Gebirge herum versteckt. Zur Erinnerung daran unterhält jede klösterliche Genossenschaft heute noch einen oder zwei Einsiedler. Man wählt dazu Ordensleute, die sich in aller Tugend bewährt haben, und schickt sie in die wildeste Einöde, wo sie nur die Schrecken der Natur zu stummen Zeugen ihres strengen Lebens haben. Ein solcher Einsiedler bleibt stets im Verhältniß der Abhängigkeit vom Kloster und muß sich jährlich am Feste des Schutzpatrons dort einfinden. Sein Leben ist Zug für Zug jenem der ersten Väter der Wüste nachgebildet. In heiligem Schweigen kennt er nur die Sprache des Gebets; nur eine Mahlzeit ist ihm des Tags gestattet, sie besteht aus einem Stück Schwarzbrod, so grob und alt, wie man es nur auftreiben kann, das in ein wenig mit Essig durchsäuertem Wasser aufgeweicht wird; die Zukost liefern Wurzeln und Kräuter des Waldes. Ich fand Gelegenheit, einen der Einsiedler von Eschaya zu besuchen, und fand in ihm einen heiligmäßigen Mann, der uns mit ungezwungener Liebenswürdigkeit in seiner einsamen Hütte empfing und sich beeilte, uns mit der Umgebung seines Aufenthaltsortes bekannt zu machen. So zeigte er uns seinen winzigen Garten, seine Kapelle und — in seiner Wüstenei die Ruinen einer uralten Stadt, von der die Archäologen wohl noch keine Ahnung haben; selbst über die Ruinen sind wohl schon Jahrtausende hinweggezogen. Der sagenreiche Mund der Araber meldet, diese Trümmer rührten von jener Stadt her, welche der Brudermörder Kain erbaute, als er vor dem erzürnten Antlitz Gottes floh. Wahr ist, daß man dort jenes Gewirre und jenes großartige Durcheinander von cyklopischen Blöcken und Höhlen findet, welches als charakteristisches und eigenthümliches Merkmal der Städte oder vielmehr der Ruinen aus dem Jugendalter der bewohnten Erde angesehen wird. Der Name dieser Ruine ist Medinat-Elraß, d. h. Stadt des Hauptes oder des Anfangs. Einen halben Meter über der Erde sieht man noch die Reste einer im Viereck gebauten Umfassungsmauer, deren Dicke drei Meter beträgt. Überdieß liegt dort noch manch trümmerhaft zerbrochenes Erbstück eines noch nicht enträthselten Jahrtausends. Gelehrtere Köpfe, als der meine ist, mögen untersuchen, was von diesen Trümmern zu halten. Da der König Salomon und die Phönizier so viele Arbeiter in die Region der Cedern sandten, um diese Riesen der Bäume zu fällen, so haben wir vielleicht die Ruinen einer der vielen zum Betriebe dieser Arbeit gegründeten Niederlassungen vor uns.

So weit über die Umgebung von Eschaya und über seine Einsiedler. Das Kloster selbst ist von mehr als einem Reisenden besucht und beschrieben worden. Ich brauche deßhalb nicht viel von seiner Kirche zu erzählen, von der kleinen und bescheidenen Buchdruckerei, in der Syrisch und Arabisch gedruckt wird; ebenso wenig ist es nöthig, die Grotte des hl. Antonius mit

ihren prächtigen Tropfsteinbildungen im Einzelnen auszumalen. Sie trägt auch den Namen „Höhle der Narren“, weil man die wenigen Narren, die sich in jener ruhigen Gegend finden, in dieser Höhle einige Zeit einsperrt, ärztlich behandelt und dann meist bald geheilt entlassen kann. Wir trafen hier zufällig einen Effendi von Damaskus; obgleich Muselmann, hatte er sich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, hierher zu kommen, um dem hl. Antonius für die Geburt eines Kindes zu danken. Ich merkte alsbald aus dem Sprechen wie aus dem Verhalten des Mannes, daß er ein treuer Sohn des Propheten sei, den weder religiöse Gleichgiltigkeit, noch moderne Bildung um seinen Glauben gebracht, der aber dennoch den hl. Antonius wahrhaft verehrte; sonderbar genug, daß sich bei ihm Evangelium und Koran so gut vertragen. Unser Effendi war zudem äußerst höflich und zuvorkommend; ich mußte einen Besuch in das schönste Haus der schönsten Stadt auf Gottes Erde zusagen, d. h. in seiner Wohnung zu Damaskus.

Doch nun folge mir in die Zelle des Pater Mikhail. Bei unserem Eintritte erhebt sich ein Greis mit reinen, kindlich offenen Zügen, welche der treue Spiegel seiner lautern Seele sind, schneeweiß wallt der Bart bis auf die Brust hernieder und gibt so seiner unschuldsvollen Heiterkeit den geheimnißvollen Zauber einer wahrhaft patriarchalischen Erscheinung. Viele schöne und heilige Stunden habe ich auf der Matte seiner armen Zelle zugebracht, indem ich aus seinem unerschöpflichen reichen Gedächtniß manchen kostbaren Fund zu heben vermochte.

Er gab mir Aufschluß über Eschaya. Das Kloster ist sehr reich, zehn Dörfer mit Land und Leuten sind sein vollständiges Eigenthum; außerdem besitzt es noch eine stattliche Reihe anderer liegender Güter. Seine Bauern gleichen weder den Leibeigenen des Mittelalters noch den Pächtern unserer Zeit, ich halte sie für die glücklichsten Landleute der Welt. Sie haben es unter dem Krummstabe gut, die Abgabe, welche sie leisten, ist gering, und gibt es ein Mißjahr, so stehen die Kornböden und Scheuern des Klosters offen für Jeden, der ihrer bedarf.

„Ist der hl. Antonius in dieß Land gekommen, und hat er das Kloster gegründet, wie nicht selten Reisende berichten?“

„Nein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist der hl. Hilarion hier gewesen, bevor er nach Cypern ging; er soll sich hier einige Jahre aufgehalten und das Einsiedlerleben begründet haben. Erst vor hundert bis hundertundfünfzig Jahren haben die zerstreuten Eremiten der Umgegend das gemeinsame Leben eingeführt und dieß Kloster erbaut. Zu diesem wichtigen Schritte veranlaßten sie vielleicht die alten Missionäre, deren Hand auch theilweise unsere Regeln entworfen hat. Doch um die Sitten unserer Väter in lebendigem Andenken zu erhalten, weihen sich einige von uns dem strengen Einsiedlerleben.“

„Die Klosterregel ist sehr heilig und streng; haben die Einsiedler auch Regeln?“

„Sie kennen nur die eine Regel, die vom heiligen Geist stammt: bete und arbeite. Sind sie vom Gebet ermüdet, so erholen sie sich durch Arbeit; will das Arbeiten nicht mehr gehen, so knieen sie zum Gebete nieder.“

„Wie steht ihr zur kirchlichen Behörde und zum Patriarchen?“

„Wir halten gute Nachbarschaft; in allem, was die Verwaltung der Sacramente und die Seelsorge betrifft, sind wir vom Patriarchen abhängig; im Übrigen aber hat Niemand das Recht, sich in unsere Angelegenheiten, in die Hausordnung und in die Verwaltung einzumischen, darin sind wir vollständig frei.“

In ähnlicher Weise hat der ehrwürdige Pater Mikhail mich mit der Geschichte seines Ordens und mit der der benachbarten Klöster vertraut gemacht, hat mir von ihrem Alter erzählt, von ruhigen und trüben Tagen und von Versuchen, die zur Reorganisation und Reform des Mönchslebens mehr als einmal angestellt wurden.

Willst Du ein richtiges Bild von dem orientalischen Mönchsleben erhalten, so darfst Du nicht von der Vorstellung ausgehen, es sei so, wie Du es in Europa zu sehen gewohnt bist, oder wie es die Geschichte meldet. In äußern Strengheiten, in grober Gewandung thun es die Mönche im Orient Jedem gleich; ebenso findest Du unter ihnen stets eine große Zahl von Ordensleuten, deren Tugend mit Hochachtung und Bewunderung erfüllt. Aber die leidige Schlaffheit, das Sichgehenlassen der Orientalen, der Mangel an geordneter Disciplin und in Folge davon an festem innern Halt, im Bunde mit einer unzureichenden geistigen Bildung, haben bewirkt, daß in diesem Garten der Kirche Gottes hier und da ein giftiges Kraut emporwuchert. Wie oft habe ich Gelegenheit gehabt, Mönche zu finden, die es annehmlicher fanden, draußen im Land herumzustreifen und in jeder Gesellschaft sich gut sein zu lassen, als in der engen Zelle Clausur und Schweigen zu beobachten! Die Bande des Gehorsams und die Beobachtung der Armuth müssen darunter schweren Schaden leiden; sogar die Kapitelwahlen sind manchmal nicht frei vom Verdacht simonistischer oder gewaltthätiger Einflüsse. Gegenwärtig lassen sie mehrere ihrer jungen Leute zu Ghasir erziehen, und, Gott sei Dank, sowohl das geistige als geistliche Leben treibt schöne Blüthen.

(Fortsetzung folgt.)

Senegambien.

(Fortsetzung.)

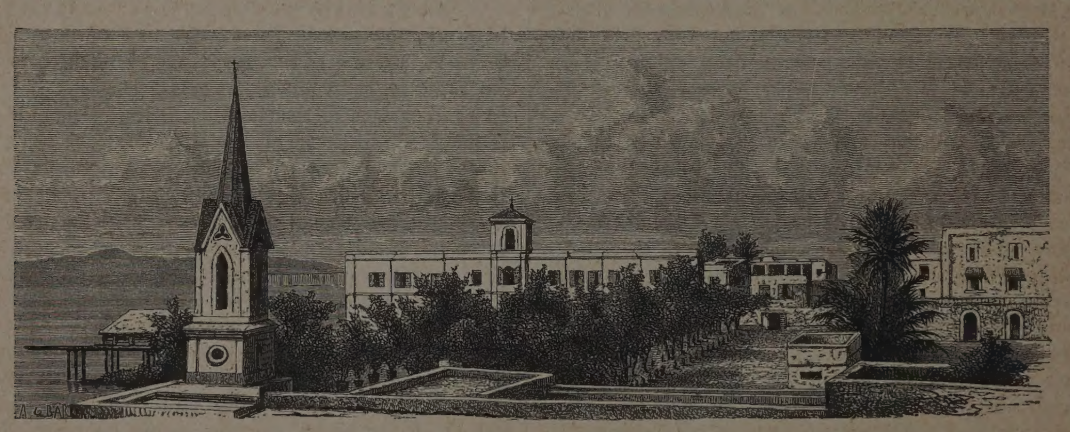
1. St. Louis.

Auf der wenig ausgedehnten, flachen Sandinsel am Ausfluß des Senegal steht St. Louis, die Stadt der Europäer. Gegen den tiefblauen Meeresspiegel hebt sich der dunkle Laubkranz ab, den die tropische Flora um die sanftabschießenden Ufer in üppigster Pracht und reichstem Farbenschmelz geschlungen hat. Schlanke Palmen wiegen in der Meeresluft ihre mächtigen Fächerkronen, Orangenblüthen und tausend unscheinbare Kräuter verwehen weithin ihre balsamischen Wohlgerüche. Zwischen dem dunkelen Grün der Bäume blicken die glänzend weißen Terrassen der Häuser mit ihren bunten Dachzelten freundlich hindurch. Die Nähe des Meeres kühlt angenehm die Gluthhitze der afrikanischen Sonne und so ist die Stadt zu einem wahren Lustgarten für die Europäer und Araber geworden. Eine hundertbogige Brücke verbindet die Insel mit dem Festlande. St. Louis zählt 15,600 Bewohner, theils Franzosen, theils Schwarze oder Mischlinge.

Im Jahre 1640 errichteten hier zuerst die Franzosen eine Handelsniederlassung, woraus sich dann später die ansehnliche Stadt entwickelt hat. Noch bis vor 25 Jahren beschränkten sich die Besitzungen der Franzosen auf die Stadt und einige Festungswerke, unter deren Mauern der Tauschhandel getrieben wurde. Früher verkaufte man dort Sklaven, heute handelt man Gummi aus der Sahara oder Felle ein, welche die Fulbe aus dem Innern bringen. Seit Faidherbe's Verwaltung hat sich St. Louis zu einer bedeutenderen Stellung erhoben und bietet das Ansehen einer wirklichen Stadt.

Aber mit der materiellen Cultur hielt leider die geistige und religiöse nicht immer gleichen Schritt. Der dortige Missionsposten ist denn auch in der That eher eine überseeische Pfarrei als eine eigentliche Mission. Die Hauptarbeit der vier Missionäre ist nämlich nicht so sehr den Schwarzen als den französischen Beamten und Soldaten gewidmet, sie versehen die Seelsorge an der großen Pfarrkirche oder Kathedrale, die wie die meisten religiösen Gebäude aus dem Jahre 1822 stammt. Einer von ihnen ist überdieß mit dem Militärspitale betraut, während ein anderer an einer Schule der Brüder den Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilt.

An die Bekehrung der Andersgläubigen zu denken geht nicht so leicht, selbst wenn es den Missionären an Zeit nicht gebräche. Freilich sind die Muselmänner in den Küstenstädten nicht so fanatisch als im Innern des Landes, und sie sagen wohl selbst manchmal, wenn der Priester sie wegen der Religion anredet: „Du hast hier gut reden, wenn du das drüben sagtest, so würde es dir deinen Kopf kosten, aber hier mag es sein!“ Allein an ihre Bekehrung ist doch nicht zu denken. Dazu kömmt eine noch größere Schwierigkeit, über welche Msgr. Kobes in folgenden Worten klagt: „Soll ich jetzt nach so vielen andern Mißständen auch noch von dem traurigen Einfluß der Europäer in ihrer Berührung mit den Heiden sprechen? Was man mit Recht unter die ersten Mittel der Civilisation rechnen sollte, was ich aber als das vornehmste Hinderniß bezeichnen muß, gegen das wir zu kämpfen haben, ist die Gegenwart einer großen Anzahl Europäer! Denn diese führen ein schmählich sittenloses Leben. Ich wage es nicht, jene schrecklichen Scenen zu zeichnen, welche diese Weißen hier aufzuspielen pflegen. Das Ärgerniß wäre weniger unselig, wenn es den Muselmännern nicht Anlaß böte, auf Rechnung der Religion zu schreiben, was nur die Schuld der Einzelnen ist. So sagen sie uns denn oft: ‚Wie soll ich deinen Weg (Religion) einschlagen; ich bin ja besser als deine Weißen; sie beten nie, sie sagen, es gebe keinen Gott, und sie glauben nicht an ihn.‘ Das gute Beispiel einiger wirklich frommer Katholiken ist nicht im Stande, diesen schlimmen Eindruck zu verwischen.“



Kloster der Schwestern vom hl. Joseph in St. Louis (Senegambien).

So muß also der Missionär sich vor Allem und fast ausschließlich mit der sittlichen und religiösen Hebung der Europäer beschäftigen. Hierin sind ihm vorzüglich die Schulbrüder von Ploermel behilflich, welche eine Knabenschule von mehr als 400 Kindern leiten. Die Schwestern vom hl. Joseph haben ihrerseits außer der Mädchenschule die Sorge über das Marinespital und ein großes Waisenhaus, welches letztere besonders einen bedeutenden Einfluß auf die niedrigen Klassen der Bevölkerung ausübt.

So ist denn diese Station von St. Louis, wenn auch der Hauptsitz der Mission, dennoch an Früchten des Heiles und der Bekehrungen nach außen die ärmste, und der Missionär kann nach seiner harten Arbeit nur klagen über den schlimmen Einfluß, den die ungerathenen Söhne der Kirche seinem heilsamen Wirken entgegenstellen.

2. Gorée.

Herrlich gelegen, nur durch einen 2 Kilometer breiten Kanal vom Festlande getrennt, bietet die Insel Gorée einen herrlichen Anblick. Auf dem Basalthügel überragt das „Castel“ die unten liegende Stadt und die vereinzelt zwischen üppigem Grün zahlreich zerstreut liegenden Wohnungen mit ihren weißschimmernden Mauern und Terrassen. Von der Höhe schweift das Auge frei nach allen Seiten über das dunkelblaue Meer und hinüber zum grünen Vorgebirge, nach Dakar und Rufisque. Wenn gleich in der heißen Zone gelegen, bietet doch Gorée wegen des Meeres und den kühlen Winden während eines guten Theiles des Jahres einen angenehmen Aufenthalt, und gilt für den gesundesten Punkt der senegambischen Küste. Leider besitzt es wegen des Basaltbodens kein Trinkwasser und muß dieses vom grünen Vorgebirge beziehen.

Trotz ihrer kleinen Ausdehnung (36 Hektaren) zählt die Insel die nicht unbedeutende Zahl von 3000 Seelen, von denen etwa 80—90 Europäer, die übrigen meist Schwarze sind. Zwei Drittel der Einwohner, hauptsächlich Eingeborene, sind katho-

lisch, der Rest besteht aus Anhängern des Islam oder des Fetischismus. Die Christen auf Gorée sind im Allgemeinen sehr eifrig; den Priester lieben sie wie ihren Vater, für Kirche und Gottesdienst ist ihnen selten ein Opfer zu schwer. Selbst an Werktagen wohnen sie dem heiligen Meßopfer und den übrigen Andachten in der Kirche bei, und besonders ist ihnen der an jedem Freitag feierlich abgehaltene Kreuzweg theuer.

Die Arbeit der beiden auf Gorée weilenden Missionäre unterscheidet sich daher auch nur wenig von derjenigen eines europäischen Seelsorgers. Predigt und Unterricht wird abwechselnd in französischer und woloffischer Sprache abgehalten. Außer den zwei Priestern, welche sich in die reiche Arbeit theilen, zählt die Mission auch hier zu ihren Hauptstützen die religiösen Erzieher der Jugend. Sieben Brüder von Ploërmel leiten eine Knabenschule von ungefähr 200 Kindern, welche mit Ausschluß der woloffischen Muttersprache das Französische erlernen. Viele der Knaben besuchen diese Freischulen bis zu ihrem 16. oder 17. Jahre, und sind dann wegen ihrer tüchtigen Kenntnisse in der Mathematik, dem Zeichnen, der Buchführung u. s. w. zu den einträglichsten Stellen befähigt. Eine Abendschule besteht überdieß für Erwachsene, meistens Muhammedaner, welche mit Freuden die Gelegenheit benützen, sich einige Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwerben, da ihre eigenen Marabuts in allen diesen Sachen selbst unerfahren sind. Zuweilen dringt dann neben der weltlichen Wissenschaft auch ein Strahl übernatürlicher Wahrheit in diese armen verdunkelten Herzen, und so arbeiten die Brüder dem Priester vor. Ebenso segensreich wirken die sieben Schwestern des hl. Joseph von Cluny, sei es in ihrer Mädchenschule, sei es in ihrem Waisenhaus, welches letztere besonders viele Seelen vor dem zeitlichen und ewigen Verderben rettet.

Ein anderes Feld der Thätigkeit eröffnet sich dem Seeleneifer der Priester in dem meistens zahlreich besetzten Militärspital, in dem nicht bloß die Kranken der dortigen Garnison, sondern auch Civilbeamte des Festlandes, Matrosen und Seesoldaten und besonders die Sträflinge der Disciplinär-Compagnien jener Küste aufgenommen werden. Sogar die Bürger sehen es als eine Gunst an, von den Schwestern behandelt zu werden, und da geschieht es denn selten, daß ein Kranker ohne die letzten Sacramente zu empfangen aus diesem Leben scheidet.

Die eigentlichen Christianisirungsversuche der Gorée'schen Missionäre beschränken sich auf die 7—800 Muselmänner und die heidnische Bevölkerung, die auf der Insel die Stellen von Dienstboten versehen, und daher sehr häufig wechseln.

Die Muhammedaner von Gorée gehören eigentlich nicht zu den strenggläubigen Schülern des Propheten, sie haben sehr viele Gebräuche aus ihrem alten Heidenthum mit herübergebracht und zeichnen sich besonders durch eine große Unwissenheit vor ihrer Umgebung aus. Die Marabuts selbst sind nur höchst nothdürftig unterrichtet, und ihre ganze Wissenschaft erstreckt sich auf das elementärste Schreiben und Lesen des Arabischen. Eine Handschrift des Gesetzes mit einer kurzen Erklärung bildet ihren ganzen Bücherschatz. Man erkennt den Marabut auf den Straßen an seinem stolzen Gang und einem Lederbeutel, der an seinem Halse hängt und für die empfangenen Almosen bestimmt ist. Am Gürtel trägt er ein Ochsenhorn als Tabaksdose, unter dem Arm ein Papierheft mit Gris-Gris, auf dem Haupte einen breitkrämpigen Hut, in der Rechten einen langen Stab, ein „Satala" in der Linken. Dieses ganze stolze, heuchlerische Geschlecht erinnert unwillkürlich an die Pharisäer der heiligen Schrift. So sieht man sie denn auch lange Stunden in demüthigster Stellung an der Thür ihrer Hütten stehen, den Koran in der Hand, und sie gewinnen dadurch bei den dummen Schwarzen bald einen solchen Ruf der Heiligkeit, daß diese ihnen unbegrenztes Vertrauen und bisweilen auch klingende Münzen schenken. Der beste Erwerbszweig der Marabuts ist jedoch der Handel mit dem sogenannten Gris-Gris. Der Gris-Gris ist weiter nichts als ein Stück Papier, auf welches die Betrüger einige unverstandene arabische Schriftzüge gezeichnet haben, und welches dann sorgfältig als Amulet in ein Stück Tuch gerollt wird. Jeder Gris-Gris hat nur eine Wirkung, und so muß denn für jede besondere Gefahr auch ein neues Amulet gekauft werden. Der Preis wechselt natürlich mit der mehr oder minder schätzenswerthen Kraft des Zaubers, und nicht selten kostet ein kleines Stückchen Papier bis zu hundert Franken. Wer wollte um diese Summe auch nicht gefeit sein gegen des Löwen Zahn, des Feindes Kugel und des Teufels Rachen? In Gorée haben die Marabuts freilich keine Moschee, das hindert sie jedoch keineswegs, ihre Gebete zu halten. Entweder in oder vor seiner Hütte hat jeder Marabut als Tulikay (Gebetsstätte) einen mit Steinen abgegrenzten Halbkreis, der mit Sand bestreut und mit einer Ziegenhaut überdeckt wird. Zuweilen genügt auch ein kleiner Sandhaufen in irgend einer Ecke.



Eine reiche Frau aus Gorée.

Zur katholischen Religion nehmen diese Marabuts eine nicht so feindliche Stellung ein wie anderswo; einige scheinen sogar

von der Wahrheit unseres Glaubens überzeugt, und erkennen an, daß die christliche Religion wahrhaft civilisatorisch wirke. Daher schicken sie auch wohl ganz unaufgefordert ihre eigenen Kinder in den Unterricht der Brüder und gestatten sogar, daß dieselben auch dem Katechismus anwohnen, aber sie selbst wollen von einer Bekehrung nichts wissen. „Eher ließ' ich mir das Haupt abschlagen, als das Taufwasser darüber gießen," antworteten sie den Missionären. Im Übrigen stehen sie äußerlich dem Priester ganz freundlich gegenüber. Sie grüßen ihn auf der Straße, reden ihn an, drücken ihm die Hand und erklären diese Handlungsweise dadurch, daß sie sagen, die christliche Religion sei wirklich gut für die Weißen, für die Schwarzen aber tauge sie nicht. Der katholische Missionär jedoch kennt diese Katzenfreundschaft, er weiß, welchen hämischen Feind er an diesen Marabuts hat, die sich heimlich in die Häuser der bekehrten Schwarzen schleichen, allerlei Unkraut und Verderben in den einfachen, meist beschränkten und im Glauben noch nicht erstarkten Seelen säen. Glückt es ihnen nun auch nur höchst selten, einen armen Neger zum Abfall zu bringen, so schaden diese Besuche doch sehr viel dem Eifer und der Reinheit des Glaubens und der Sitten. Letzteres geschieht besonders häufig durch das Zusammenwohnen der Christen mit den verdorbenen Muhammedanern. Da die Insel klein ist, so sind besonders die ärmern Bewohner in engen Räumen bei einander wie eine Heerde eingepfercht, und so kann das tägliche schlechte Beispiel der letztern nicht verfehlen, auf die Christen schädlich einzuwirken. Um diesem doppelten Einfluß der Marabuts und des Zusammenwohnens irgendwie entgegenzuarbeiten, sieht sich der Missionär genöthigt, so oft als möglich seine Gläubigen in den Hütten zu besuchen, nach einreißendem Aberglauben oder Verderbniß zu spähen und durch Belehrung, Zurechtweisung oder Strafe die Irrenden zurückzuführen oder die Unschuldigen zu warnen. Bei diesen Besuchen hat er auch nicht selten den Trost, einen oder den andern erwachsenen Heiden oder Muselmann zu bekehren, und besonders sterbende Kinder zu taufen.

Die Station auf Gorée hat noch eine weitere Besonderheit, von der man nicht recht weiß, ob man in ihr einen Vortheil oder eine Gefahr erblicken soll. Die Bevölkerung der Insel ist nämlich einem beständigen Wechsel unterworfen. Es hat dieß seinen Grund in der wichtigen Stellung, welche Gorée unter den westafrikanischen Handelsplätzen einnimmt. Das unscheinbare Basalt-Eiland am Cap Verde ist nämlich der Hauptstapelplatz des senegambischen Handels. Die größten Kauffarteischiffe Frankreichs und der Vereinigten Staaten laufen in dem Hafen von Gorée ein, und tauschen auf dem Markte dieser Stadt ihre Industriewaaren gegen die Erzeugnisse des Landes. So ist Gorée gleichsam das Herz Senegambiens, weil von dort sowohl alle Ausfuhr aus dem Innern des Festlandes als auch alle überseeische Einfuhr besorgt wird. Von Gorée aus dringen die kleineren Fahrzeuge an der Küste und durch die Flüsse zu den anderen Handelsstationen bis nach Sierra Leone vor, und bringen nach vollbrachtem Tausch ihre Ladungen auf die Seeschiffe nach Gorée. Dieser Zwischenhandel nun beschäftigt eine bedeutende Anzahl der Gorée'schen Christen.

Kaum ist der November gekommen, so verlassen die Kaufleute Insel und Stadt und ziehen an die verschiedenen Punkte des Festlandes behufs ihrer Geschäfte. Jeder führt nicht bloß seine Familie und Dienerschaft, sondern auch noch eine gewisse Anzahl von Knechten und Arbeitern mit sich. Ganze Karavanen von Maurern, Zimmerleuten, Schmieden u. s. w. ziehen über den Kanal, um drüben die beschädigten Wohnungen der Kaufleute auszubessern, neue Waarenlager zu errichten oder sonstwie sich nützlich zu erweisen. Auch viele Armen verlassen die Stadt, und suchen für sich und ihre Familie den nöthigen Vorrath an Hirse zu gewinnen. So ist denn nach einigen Wochen die sonst so bevölkerte Insel plötzlich wie ausgestorben. Nur einige Beamte, Kranke oder sonst unbeschäftigte Leute zeigen sich zuweilen noch in den öden Straßen. Der Missionär sieht seine Kirche fast verlassen, und denkt mit Schrecken an all die Gefahren, welche draußen seinen theuren Christen drohen. Auf allen Punkten der Küste von Dakar bis Sierra-Leone begegnet man den Gorée'schen Kaufleuten oder Handwerkern, die daher auf allen Märkten bekannt sind. Zu Hunderten trifft man sie nicht selten in Rufisque, Sedhiou, Nianning, Boulam, Rio-Nuñez u. s. w. Dieser Aufenthalt dauert mehrere Monate, während deren diese armen Christen sich meistens selbst überlassen sind, ohne Priester, ohne Predigt und Sacramente, im beständigen Umgange mit Heiden und Muhammedanern. Da die Auswanderer meistens junge Männer sind, die einer strengen Zucht und sorgsamen Aufsicht bedürfen, um selbst in geordneten Verhältnissen den Gesetzen der heiligen Religion treu nachzukommen, so geschieht es leider nicht selten, daß die böse Natur, der schlechte Umgang und das Beispiel der Heiden bald den guten Samen, die heilsamen Ermahnungen des Missionärs ersticken, die Lauigkeit sich einstellt, und die Christen im Äußeren leben wie die Heiden. Als solche kehren sie dann wieder nach Gorée zurück und der Priester hat den Schmerz, all' das Elend zu sehen, welches die Abwesenheit von der Insel in diesen Seelen angerichtet hat. Er muß so ziemlich seine Arbeit wieder von vorne beginnen, mit der traurigen Aussicht, daß es vielleicht über ein Jahr gerade wieder so ergehen wird. Noch peinlicher trifft ihn oft die Nachricht, daß der Eine oder Andere auf dem Festlande ohne Sacramente gestorben ist, ein Umstand, der wegen der geschilderten Verhältnisse nur zu einer schwachen Hoffnung berechtigt. Daher möchte sich auch, wenn die Zeit des Auszugs naht, der Missionär gerne verdoppeln und verdreifachen, um jeder Abtheilung seiner Heerde auf die Küste zu folgen; aber er ist auf der Insel nothwendig, und um aller Noth abzuhelfen, wären 8—10 Priester nöthig, und in Gorée sind ihrer ja überhaupt nur zwei.

Wäre dieser Mangel nicht, so könnten die jährlichen Handelszüge der Mission nur zum größten Vortheile gereichen, indem der Verkünder des Evangeliums dem Kaufmanne folgen würde, und während dieser die heidnischen Eingeborenen durch seine Handelsverbindungen auf einzelne Punkte zusammenzieht, würde jener die Gelegenheit benützen, um den zusammengeströmten Massen die Wahrheiten unserer Religion, als den kostbaren Schatz im Ackerfelde, zu predigen. So würde bald die Kunde der frohen Botschaft in die entlegensten Wälder und Stämme dringen, und wäre auch gleich Anfangs die Ernte nicht reichlich, so würde sie doch nicht ermangeln mit der Zeit fruchtbarer aufzugehen und Hundertfältiges einzutragen.

Doch auch unter den jetzt obwaltenden Mißständen feiert die Gnade manchen stillen Sieg. In der That scheinen manche der ausziehenden Christen ihren apostolischen Beruf erkannt und mit Eifer umfangen zu haben. Weit entfernt, sich durch die Abwesenheit des Priesters in ihrem Glauben und frommen Wandel beirren zu lassen, suchen sie die Kenntniß ihrer heiligen Religion bei jeder günstigen Gelegenheit unter den noch heid-

nischen oder muselmännischen Stämmen zu verbreiten und besonders durch ihr gutes Beispiel dem Evangelium Achtung und Ansehen zu verschaffen. Sie schreiben an den Missionär um Katechismen und andere Bücher, um sie jenen zu geben, die ein Verlangen zeigen, das Christenthum kennen zu lernen. Gott belohnt nicht selten ihren aufrichtigen Eifer, und gewährt ihrem Herzen den unaussprechlichen Trost, bei der Heimkehr dem Priester einen oder mehrere wohlvorbereitete Katechumenen zur Taufe zuführen zu können. Aber einstweilen sind diese eifrigen Christen in Senegambien sowohl wie sonstwo nur Ausnahmen, und so bleiben denn jene Handelszüge im Allgemeinen ein Übelstand.

Im Übrigen ist Gorée eine der schönsten und segensreichsten Stationen dieses Landes. Was an andern Orten noch immer höchst selten ist, findet sich hier, wo schon der christliche Sinn mehrere Generationen hindurch gelebt hat, schon häufiger: wir meinen die Fälle von klösterlichem oder priesterlichem Berufe, ja man kann wohl sagen, daß die Mehrzahl der schwarzen Novizen bei den Schulbrüdern und Schwestern sowie der einheimischen Seminaristen von Gorée kommt. Wenn daher auch für die beiden Priester in Gorée die Heidenbekehrung nicht die Hauptsache ausmacht, so leisten sie doch mittelbar der ganzen Mission einen unschätzbaren Dienst, indem sie die ihnen anvertraute Gemeinde, die in mehrfacher Beziehung einen großen Einfluß auf das übrige Land hat, mit aller Sorgfalt pflegen und bewahren.

Früher gehörte zur Präfektur des Senegal noch das französische Militärfort von **Bakel** an den Ufern des Senegal im Galam, das besonders wegen seines Gummihandels berühmt war. Bakel, gegründet im Jahre 1819, ist vielleicht der ungesundeste Ort im ganzen Flußgebiete und außerdem den gewaltigen Überschwemmungen ausgesetzt. Seit dem Jahre 1850 residirte daselbst gewöhnlich ein Missionär, der sowohl für die religiösen Bedürfnisse der Soldaten zu sorgen hatte, als auch mit der Bekehrung der Heiden sich abgab. Nach vier Jahren vergeblicher Mühe und großer Opfer hielt man es jedoch in Hinsicht auf die Bedürfnisse der übrigen Mission für gerathener, diesen einsamen Posten aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Polynesien.

Sandwich-Inseln. Bereits wiederholt war in diesen Blättern von der Aussätzigen-Niederlassung in Molokai die Rede[1]. Folgende Mittheilungen, die wir einem Briefe des hochw. P. Archambaux von der Congr. der heiligen Herzen (datirt aus Lahaina, Insel Maui, den 8. Sept. 1876) entnehmen, berichten über deren gegenwärtigen Zustand.

„Auf der Rückreise von Honolulu berührte P. Damian Deveuster Lahaina und beredete mich, ihn nach Molokai zu begleiten; es sollten daselbst Exercitien gegeben werden. Am 25. August stiegen wir den steilen Felsenpfad herab und gelangten so in die abgeschiedene Ebene, welche den Aussätzigen zum Aufenthalte angewiesen ist. Dieselbe enthält zwei Dörfer, Kalaupapa mit freundlichen weißen Häusern und der katholischen Kapelle, und Kalawao, wohin wir unsere Schritte lenkten. Am Eingange des Dorfes gewahre ich einen geräumigen, ummauerten Plan, mit zahlreichen Gebäuden: das ist der Ort, wo die Kranken, bei denen der Aussatz am weitesten fortgeschritten ist, verpflegt werden. Aus allen Häusern kam uns eine Menge Männer, Weiber, Kinder entgegen, von denen die Meisten schrecklich entstellt waren, mehrere sich nur mühsam herbeischleppten. Sie wollten Nachrichten von Verwandten und Freunden erhalten. Ein junger Aussätziger hielt sich, indem er zu mir trat, beide Hände vor das Gesicht. ‚Du brauchst dich nicht zu scheuen, mein Kind,‘ sagte ich zu ihm; er ließ die Hände sinken, und ich blickte in ein von der Seuche gräßlich zerfressenes Antlitz. Inmitten dieser Aermsten betraten wir die Kapelle.

An den folgenden Tagen, noch vor Eröffnung der Exercitien, führte mich P. Damian in fast alle Häuser der beiden Dörfer. Wir stellten Fragen an die Kranken, redeten zu ihnen Worte der Ermuthigung und hörten diejenigen, welche beichten wollten. Obgleich ich wiederholt auf der Insel Maui Gelegenheit gehabt hatte, die Opfer des Aussatzes zu besuchen und zu beerdigen, so fühlte ich mich doch ergriffen, als ich eine so große Anzahl dieser Unglücklichen um mich sah. Da findet man Personen von jedem Alter und jedem Stand aus allen Inseln des Archipels, denn von allen Seiten bringt man die Aussätzigen hierhin. Katholiken und Protestanten haben hier einen Friedhof, dessen zahlreiche Grabsteine eine stumme, aber eindringliche Predigt sind.

Nun begannen die Exercitien, welche die Gewinnung des Jubiläumsablasses vorbereiten sollten und auf welche darum unsere Kranken sich nicht wenig gefreut hatten: waren sie ihnen doch ein Mittel, schöner und reiner zu erscheinen in den Augen Gottes. Die Vorträge wurden in Kalawao gehalten. Eine Woche lang strömten alle diejenigen, denen es ihr Zustand erlaubte, am Morgen und am Abend zur Kapelle. Hier wohnten sie dem heiligen Meßopfer und den Vorträgen bei, legten ihre Beichte ab, beteten den Rosenkranz, verrichteten den Kreuzweg und andere Übungen der Andacht. Täglich ging einer von uns beiden Priestern nach Kalaupapa hinüber. Auch hier drängten sich Alle zur Kapelle, und als P. Damian die General-Communion abhielt, wirkte ein Sängerchor von Aussätzigen mit staunenswerther Präcision zur Hebung dieser schönen Feier mit.

Und doch, auch hier bemüht sich der Teufel, seine böse Saat zu säen; er gab mehreren dieser Unglücklichen, welche keine Christen waren, den Gedanken ein, gewisse heidnische, unsittliche Tänze zu veranstalten. Schon war der Altar errichtet, auf welchem dem Götzen, den die Heiden bei ihren Tänzen verehren, ein Opfer dargebracht werden sollte; da hintertrieben P. Damian und der Gouverneur das Ärgerniß. Auch gibt es unter den Aussätzigen Calvinisten und Mormonen, aber nie hat einer ihrer Prediger den Fuß auf diese Stätte des Elendes gesetzt. Unter dem beständigen Eindruck der Nähe des Todes, welchen auch fast wöchentlich der Klang des Sterbeglöckleins neu erweckt, und Dank den Bemühungen des Missionärs und einiger seeleneifriger Katholiken, sind auch viele derselben in den Schooß der wahren Kirche zurückgekehrt.

[1] 1873, S. 115; 1874, S. 61 u. 264; 1875, S. 104 u. 238.

1570 Aussätzige haben in der Niederlassung während ihres zehnjährigen Bestandes Aufnahme gefunden, und mehr als 900 derselben sind bereits gestorben. Die hawaische Regierung steuert jährlich eine namhafte Summe zur Linderung der Lage dieser Unglücklichen bei, und der Gouverneur, Herr Raysdale, ist in jeglicher Weise bemüht, ihr Loos zu erleichtern. Die Schwestern von der Congregation der heiligsten Herzen in Honolulu sammeln Lebensmittel und Kleidungsstücke, deren Vertheilung an die Leidenden, ohne Unterschied der Religion, P. Damian besorgt.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalte mußte ich an die Abreise denken. Ich verabschiedete mich beim Gouverneur und bei Herrn Meyer, dem General-Intendanten der Aussätzigen-Niederlassung, der sich mir ebenfalls sehr gefällig erzeigt hatte, und kehrte nach Lahaina zurück."

Samoa- oder Schiffer-Archipel[1]. P. Gavet, aus der Congregation der Maristen, schreibt uns unter dem 8. Juni 1876 aus St. Joseph von Vana auf der Insel Upolu:

„P. Roudaire soll einmal beim Anblicke des dazumals noch von Urwald bedeckten Berges Vaëa, in den Ausruf ausgebrochen sein: ‚O, wie gut nähme sich doch eine Kapelle an dem Abhange dieses Berges aus!' Sein Wunsch hat sich verwirklicht. Jetzt erhebt sich auf diesem Berge unsere St. Josephs-Kapelle, das Missionshaus und ein ganzes Dorf, die Blüthe unserer Mission auf den Samoa-Inseln.

Der Berg liegt ungefähr 1200 m. von der Nordküste der Insel entfernt; ein ausgetrockneter Sumpf, mit Taro bepflanzt, trennt ihn von Apia, dem besuchtesten Hafen und belebtesten Handelsplatze des Archipels. Dort besitzen wir am Eingange des Hafens selbst eine Mission. Der Grund und Boden ist über die Maßen fruchtbar und wohlbewässert. Am Westende unserer Niederlassung, dem Geräusche des Hafens entrückt, befindet sich in erhöhter Lage die Wohnung der Schwestern U. L. F. von den Missionen. Dieselben versehen eine von Externen stark besuchte Schule und unterhalten überdieß 33 Pensionärinnen — wohlverstanden solche, die keinen Heller Pension bezahlen. Sie leben vom Ertrage der Taro- und Bananenpflanzungen, welche sie selbst im Verein mit fünf Männern, die sich um Gottes willen unentgeltlich zu dieser Arbeit hergeben, bebauen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hafeneingangs befindet sich das Haus der Schulbrüder, wo Kinder von Europäern und Eingebornen Unterricht in der englischen Sprache erhalten. In gleicher Entfernung von diesen beiden Anstalten stehen am Hafengestade selbst Missionshaus und Kapelle von Apia. Hier wohnt unser apost. Vikar, Msgr. Elloy, mit zwei Priestern. Die Kapelle selbst faßt nicht den vierten Theil der Katholiken von Apia und wird wohl in Bälde einer würdigeren ‚Kathedrale' Platz machen müssen. Zwischen diese drei, von unserer Mission am Ufer besetzten Posten schieben sich die Häuser von Handelsleuten ein; aber hinter diesen bis zum Berge Vaëa einschließlich gehört Grund und Boden wiederum der Mission. In dieser Weise hat die Mission die ihr anvertrauten Kapitalien angelegt, und hat sie einmal den ganzen erworbenen Grundbesitz urbar gemacht, dann dürfte die Zeit gekommen sein, wo sie der Unterstützung des Werkes der Glaubensverbreitung wird entrathen können.



Haus der Schwestern zu Apia (Samoa-Inseln).

Aber ich wollte Ihnen ja den Bau unserer St. Josephs-Kapelle in Vaëa erzählen. Um dahin zurückzukehren, benützen wir die Straße, welche P. Sage durch das ehemalige Sumpfland gelegt hat und welche nunmehr Apia mit Vaëa verbindet. Also im Jahre 1862 war es, als wir zuerst am Fuße des Berges ein Grundstück käuflich erstanden; in den folgenden Jahren schoben wir die Marken unseres Besitzes immer weiter vor, und seit 1873 ist der ganze Berg unser eigen. Ende 1874 beschloß der apostolische Vikar Msgr. Elloy den Bau einer Katechetenschule. Dazu mußten wir natürlich vor Allem die jungen Leute haben,

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1874, S. 197—199.

die sich für diesen Beruf ausbilden lassen wollten — nun Gottlob! es fand sich deren bald eine hinreichende Anzahl — und dann legten wir ihnen statt der Federn und Bücher Hacken und Äxte in die Hand, und hinaus ging's in den Wald. Zunächst mußte ein Weg in denselben hergestellt werden, und das war keine Kleinigkeit: erwiesen sich doch unsere Werkzeuge vielfach unzureichend, wenn es galt, die Felsblöcke wegzuräumen, die sich allzu zuvorkommend auf unserem Zukunftswege niedergelassen hatten. Nun, an rechtzeitigem Succurs hat es uns niemals gefehlt: ganze Dörfer ließen sich bereit finden, abwechselnd um Gotteslohn Frohndienste für uns zu thun. Früh Morgens stellten sie sich ein, versehen mit Mundvorrath für den ganzen Tag, dann machten sie ein herzhaftes Kreuz und darnach ging es an die Arbeit trotz Felsblöcken und Baumwurzeln, trotz September-Platzregen und deren unausbleiblicher Folge, schwindeltiefen Kothlachen: Allen voran Matarsa, der angesehenste katholische Häuptling des Archipels. Der hochw. Bischof und wir Missionäre feierten auch nicht, der Eifer unserer Neubekehrten ließ nicht nach, und so kam der Weg glücklich zu Stande.



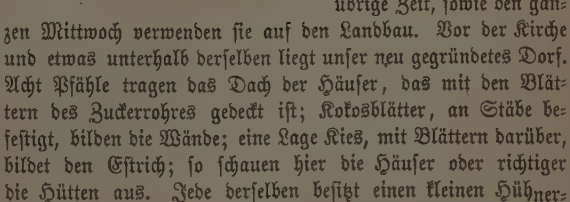
Straße in Apia (Samoa).

Nun sollte aber die Arbeit erst recht angehen. Im Hafen lag ein amerikanisches Schiff, das uns 45,000 Kubikfuß Bauholz aus San Francisco herübergebracht hatte; dieses Holz sollte zunächst ausgeladen, dann auf dem neuen, kothigen, schlüpfrigen Wege 2 Kilometer weit herbeigeschleppt werden. Wir erließen einen allgemeinen Aufruf an unsere Neophyten und auch noch zu dieser Frohnarbeit erklärten sie sich bereit, zum nicht geringen Erstaunen der das ganze Unternehmen mit scheelen Blicken verfolgenden Protestanten. Inzwischen begannen unsere Zimmerleute den Bau des Missionshauses. Im Februar 1875 waren zwei Räume fertig, in deren einem ich am 11. d. M., dem Jahrestage der Erscheinung U. L. F. von Lourdes, zum ersten Male die heilige Messe las, während ich den anderen zu meinem Wohnzimmer bestimmte. Mehrere Familien bauten sich in nächster Nähe des Missionshauses an. Aber wovon sollten wir leben? Msgr. Elloy kaufte einen Reisvorrath an, aus welchem täglich einem jeden unserer Zöglinge seine Portion verabreicht wurde. Bananenbäume wurden gepflanzt, Taropflanzungen angelegt; Brodbäume, deren langlebige Wurzeln von Alters her im Boden verborgen lagen, fanden jetzt Luft und Licht, sich zu entwickeln; deßgleichen andere Fruchtbäume, die bisher im Waldesdickicht verkümmert waren. Da dieses Alles für die erste Zeit noch nicht ausreichte, nahmen wir nochmals die Freigebigkeit unserer Neophyten in Anspruch.



Kirche und Schule der Missionäre zu Apia.

So ist die Katechetenschule zu Vaša gegründet worden. Eröffnet wurde sie mit größtmöglicher Feierlichkeit im Monat März, und noch vor Ende des Monats schickte uns der hl. Joseph mehrere neue Zöglinge, die unsere Anstalt bevölkerten, und elf Familien und sechs ledige Männer, die sich in unserer neuen Niederlassung ansiedelten. Am 1. April war das ganze zweistöckige, 25 m. lange Missionsgebäude fertig gestellt. Jetzt ging es, wiederum unter kräftiger Mithilfe unserer guten Katholiken, an den Bau der Kirche, die dem hl. Joseph geweiht wurde. Sie ist 22 m. lang, 7 m. breit und 10 m. hoch, recht elegant und obendrein auch noch fest genug, um den Windstößen Trotz zu bieten. Eine Wohlthäterin aus der Diözese Agen in Frankreich hat uns einen Altar aus Marmor, und eine andere Person einen Münchener Kreuzweg geschickt. Hinter der Kirche und etwas höher als dieselbe liegt die Wohnung des Missionärs, die Katechetenschule und ein Haus, in welches wir unverheirathete junge Männer aufnehmen. Der Vorgang der protestantischen Prediger, die ihren Schülern auch Unterricht in Physik und Chemie ertheilen, hat uns veranlaßt, ein physikalisches Cabinet und ein chemisches Laboratorium einzurichten, welches uns in den Stand setzt, unsern Zöglingen die hauptsächlichsten Naturphänomene und die merkwürdigsten Entdeckungen zu erklären. Ich versammle sie dreimal des Tages zum Unterrichte, der im Ganzen sechs Stunden dauert; die übrige Zeit, sowie den ganzen Mittwoch verwenden sie auf den Landbau. Vor der Kirche und etwas unterhalb derselben liegt unser neu gegründetes Dorf.



Acht Pfähle tragen das Dach der Häuser, das mit den Blättern des Zuckerrohres gedeckt ist; Kokosblätter, an Stäbe befestigt, bilden die Wände; eine Lage Kies, mit Blättern darüber, bildet den Estrich; so schauen hier die Häuser oder richtiger die Hütten aus. Jede derselben besitzt einen kleinen Hühner=

hof, und vom Ertrage der Eier werden Kleidungsstoffe beschafft; um die Hütte sind Bohnen, Rettige und dergleichen gepflanzt, die meistens gleichfalls behufs Beschaffung höherer Güter, als Seife, Nähnadeln u. a. m., verkauft werden. Unser Dorf zählt gegenwärtig 17 Haushaltungen und wird diese Zahl in Bälde vermehrt werden.

Das ist der Stand unserer neu gegründeten Gemeinde von St. Joseph."

Annam.

Vikariat Ost-Tongkin. Durch das Blut zahlreicher Martyrer geheiligt, bildet die Mission von Ost-Tongkin eine der köstlichsten Perlen in dem Diadem der streitenden Kirche und in dem reichen Schatze von Verdiensten, welchen sich der Dominikanerorden um dieselbe erworben hat. Wir haben die Geschichte dieser Mission seiner Zeit ausführlich mitgetheilt [1] und bis herab auf die Gegenwart verfolgt, welche die Stürme der früheren Zeit, wenigstens theilweise, mit friedlichem Erntesegen zu krönen scheint. Das Vikariat Ost-Tongkin zählte 1869 fast 47,000 Christen, ungefähr der hundertste Theil der ganzen Bevölkerung, und genoß 1874, während die französischen Missionen von Tongkin so starken Bedrängnissen ausgesetzt waren, eines besondern Schutzes der göttlichen Vorsehung. Ein Brief des Msgr. Colomer, apost. Vikars von Ost-Tongkin, vom 25. Juli 1876 bietet uns über die weiteren Schicksale dieser Mission folgende Notizen:

„Am 5. Dec. 1875 wurde in der Dorfkirche von Ke-we Msgr. Joseph Ferres, O. P., ernannter Bischof von Cydissa i. p. und mein Coadjutor, feierlich zum Bischof geweiht. Msgr. Riaño, begleitet vom Provincialvikar und zwei spanischen Missionären, P. Cosserat, Provikar von West-Tongkin, als Stellvertreter des Msgr. Puginier, alle Dominikaner-Missionäre meines Vikariats, eine große Anzahl von eingebornen Priestern, Katechisten und Zöglingen des Heiligthums wohnten dieser Feier bei, welche Schaaren von Christen und Heiden herbeizog. Msgr. Ferres, Magister der Philosophie und Doctor des kanonischen Rechtes an der Universität des hl. Thomas zu Manila, ist kaum seit drei Jahren Missionär in Tongkin; aber seine Frömmigkeit, sein Eifer und seine Sanftmuth hatten ihm längst die Achtung und Liebe aller Herzen erworben, und seine Ernennung zu meinem Coadjutor wurde mit allgemeiner Freude begrüßt.

Wenige Tage nach diesem Feste besuchte der Neugeweihte, in Begleitung des hochw. P. Viadó die Distrikte Thiet-Nham und Wha-Laung, die vor Kurzem durch die chinesischen Truppen und die Annamiten des Nordens verwüstet worden waren. Die Gegenwart und die Ermahnungen der beiden Missionäre stärkten und trösteten die Neophyten.

Im Anfang dieses Jahres schien es uns an der Zeit, eine Residenz in Hai-Duong, der östlichen Hauptstadt, zu errichten. Unserer Armuth unerachtet richteten wir meinem Coadjutor in zwei alten Häusern von Holz eine Kirche und eine Wohnung her. Am 19. März 1876, am Feste des glorreichen Patriarchen St. Joseph, weihten wir nach dem Pontificalamt feierlich die neue Residenz. Nach Vollendung der Ceremonien kam der Gouverneur der Provinz, um uns zur Errichtung einer Missionsresidenz in Hai-Duong Glück zu wünschen. Mangel an Hilfsmitteln verhinderte uns, dieser Residenz eine passendere Ausstattung zu geben und daselbst eine schönere Kirche zu bauen; aber es liegt schon ein großer Trost für uns darin, das Kreuz in der Hauptstadt des Ostens aufgepflanzt zu haben, in welcher einst die ehrw. PP. Hermosilla, Berrio-Ochoa und Almato ihr Blut für den Glauben vergossen haben.

Wir haben auch die Gründung einer neuen Niederlassung in Hai-Phuong begonnen, einer Stadt, welche den Europäern offen steht und berufen scheint, der Haupthandelsplatz von Tongkin zu werden."

Diese frohen Nachrichten vervollständigt ein Brief des hochw. P. Herce vom 20. April 1876 an den hochw. P. Provincial der Dominikaner auf den Philippinen:

„Gott sei Dank, befestigt sich der Friede in diesen Provinzen immer mehr, besonders seit Veröffentlichung des 9. Artikels des neuen zwischen Frankreich und Annam abgeschlossenen Vertrags [1].

Uns, die wir Zeugen der Verfolgungsedicte gewesen, kommt es wie ein Traum vor, die Freiheit zu schauen, deren die katholische Religion augenblicklich genießt. Es steht außer Zweifel, daß wir dieselbe, nächst Gott, den Repräsentanten Frankreichs zu verdanken haben. Unsere Beziehungen zur annamitischen Regierung sind friedlich und herzlich, ebenso diejenigen zu den politischen und militärischen Vertretern Frankreichs, welche sich derzeit in Tongkin befinden. Sie erzeigen durchweg den europäischen Bischöfen und Missionären die größte Hochachtung und nehmen sich aller Geschäfte mit größter Rücksicht an, in welchen der Name eines Bischofs oder Missionärs betheiligt ist. In Folge dessen sind die Christen, die man noch vor kurzem „Unkraut" und „Giftpflanzen" nannte, allgemein geachtet. König Tu-Duc hat erklärt, daß er die Christen auf vollständig gleichen Fuß mit den Heiden gestellt wissen will.

Es gibt in Ost-Tongkin noch Provinzen wie Cao-Bang und Lang-San, wo sich keine Christen befinden. Die Provinzen Hai-Nguyen, Thai-Son und Tuyen-Quang zählen deren nur wenige. Folgendes ist die Kirchen-Statistik von Ost-Tongkin:

Dominikaner-Missionäre	8
Eingeborene Priester, Dominikaner	9
" " Weltpriester	29
Gesammtbevölkerung	5,000,000
Katholische Bevölkerung	52,000
Distrikte	20
Christengemeinden	332
Zöglinge der Missionsschulen	963
Seminarien	2
Zahl der Zöglinge	65
Waisenhäuser	2
Frauen vom 3. Orden des hl. Dominikus	68
Kindertaufen	2,351
Taufe von Erwachsenen	400
Ehen	442

Vikariat West-Tongkin. (Nach Mittheilungen des hochw. Herrn Lesserteur, eines der Direktoren im Pariser Seminar der Auswärtigen Missionen.) Obwohl nicht so schwer wie Süd-Tongkin, wo 10,000 Christen ihr Leben für den Glauben opferten, doch immerhin mit furchtbarer, Alles bedrohender Gewalt traf die Verfolgung vom Jahre 1874 auch die Christen des westlichen Vikariats. 25,000 Christen wurden durch dieselbe ihrer Wohnungen und ihrer gesammten Habe beraubt, 14 Pfarrhäuser, 5 Klöster und 70 Kirchen

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1874, S. 113 ff.

[1] Siehe den Wortlaut dieses Art. 9 in dieser Zeitschrift, 1874, S. 217. Derselbe sagt den Christen von Annam volle Religionsfreiheit zu.

eingeäschert. Der apostolische Vikar Msgr. Puginier veranschlagte die materiellen Verluste des Vikariats auf 6 Millionen Franken[1]. Die dem Blutbad entronnenen Christen waren mit dem Hungertode bedroht, als am 15. März der neue Vertrag der Verfolgung ein Ziel setzte und den geretteten Gläubigen Religionsfreiheit erwirkte. Wie in den übrigen Theilen Tongkins, so hat seitdem auch in diesem westlichen Distrikt das Blut der Martyrer und das Leiden der Bekenner seine siegreiche Kraft bewährt und dem Bekehrungswerke die freudigsten Aussichten eröffnet. Diese sind um so besser begründet, als das Volk selbst von keiner tiefgehenden Abneigung, noch weniger von einem fanatischen Haß gegen die Christen beseelt ist. Die Verfolgung ging nicht vom Volke aus, sondern vom Hofe, und als der wahrhaft satanische Haß der Gelehrtenkaste durch Mittel der Gewalt und der Lüge sich den leicht aufzuregenden Massen mittheilte und sie mit in ihre Blut- und Greuelthaten hineinriß, fehlte es gerade in den niedern Ständen nicht an solchen, bei welchen der natürliche Rechtssinn und das milde Naturell des Volkes mächtig genug überwog, um den verfolgten Christen Schutz und selbst Missionären ein unverletzliches Asyl zu gewähren.

Zwei andere Elemente, welche für das Heil dieses Volkes zu nicht geringen Erwartungen berechtigen, sind einerseits der gegenwärtige Zustand der heidnischen Religionen, andererseits die religiösen Anlagen des Volkscharakters. Was erstere betrifft, so lassen sich dieselben auf fünf zurückführen: den Cult des Himmels, die Lehre des Confucius, den Cult der Schutzgeister, den Cult der Ahnen und den Buddhismus. Der „Cult des Himmels“ ist ausschließliches Vorrecht des Königs, der sich in pomphafter Weise ja den „Sohn des Himmels“ nennt. Die „Lehre des Confucius“ ist ausschließlich die Religion der Mandarine und Gelehrten, welchen es weniger darum zu thun ist, eine Religion zu haben, als sich durch einen hoffärtigen Schein von besonderer Weisheit kastenmäßig gegen die andern Stände abzuschließen. Das Lehrgebäude des Confucius, den sie als ihren „Heiligen“ und Religionsstifter verehren, ist deßhalb bei ihnen, seines dogmatisch-philosophischen Charakters entkleidet, zu einem leeren Ceremoniendienst herabgesunken. In viel weitere Kreise erstreckt sich der „Cult der Schutzgeister“, die eigentliche Religion der Landbevölkerung. Er besteht darin, irgend einen Geist zu ehren, den die königliche Freigebigkeit gerade dem betreffenden Dorfe aufgedrängt. Das eine Dorf ehrt den Geist eines berühmten Diebes, das andere den eines ruhmreichen Kriegers, wieder ein anderes den eines unreinen Thieres u. s. w. Der Cult wird von den Vorstehern des Dorfes vollzogen, welche sich am 1. und 15. jeden Mond-Monats im Gemeindehaus versammeln, um ein Festessen zu halten. Das Haus hat keine Außenmauern, sondern besteht einfach aus einem Dache, das auf Säulen ruht. An dem einen Ende befindet sich ein verschlossener Raum, worin man sorgfältig die Steintafel aufbewahrt, auf welcher der Name des Geistes in großen Buchstaben eingegraben ist. Bevor das Festessen beginnt, bringt man eine kleine Portion der Gerichte vor dieser Steintafel dar und wirft sich vor derselben nieder. Das ist das Wesentlichste in dem Cultus der Schutzgeister. In noch weitere Kreise und zugleich auch in's Innerste der Familie reicht der „Cult der Ahnen“, die Religion der Familie. Seine Ausübung beschränkt sich auf das Innere eines jeden Hauses, sein Wesen besteht darin, die verstorbenen Voreltern und Ahnen bei ihrem Begräbniß und dann an gewissen Jahrestagen durch Weihegaben und Verbeugungen zu verehren. Das ist im Grunde weiter nichts, als eine Äußerung kindlicher Liebe und Anhänglichkeit, die sich mit einigen abergläubischen Gebräuchen versetzt hat. Der „Buddhismus“ erfreute sich einst in Tongkin einer glänzenden Blüthe und verbreitete sich unter dem Schutze königlichen Ansehens durch das ganze Land hin. Noch heute hat jedes Dorf eine oder mehrere Pagoden, welche die einstige Macht Buddha's verkündigen. Aber vom Anfang dieses Jahrhunderts an, besonders seitdem die Grausamkeit der Tyrannen das Christenthum auf die blutige Arena des Martyriums forderte, hat der Buddhismus den Ruhm seiner Unüberwindlichkeit eingebüßt und eilt rasch dem Zerfalle entgegen. Die meisten seiner Pagoden stehen leer und fallen langsam der Zerstörung anheim. Kaum trifft man eine, die neu gebaut oder ordentlich unterhalten wäre. Die wenig zahlreichen Bonzen, die sich in Tongkin befinden, sind verachtet und das Gespött der Kinder, welche ihnen oft schaarenweise nachschreien. Da der Buddhismus allein ein einheitlich organisirtes und sichtbares Religionssystem ausmacht, so steht das Christenthum in Tongkin nicht mehr einer starken, das ganze Volk beherrschenden Staatsreligion, sondern einem bunten, an sich wenig fanatischen Mischmasch von volksthümlichem Aberglauben gegenüber.

Aus diesem Wirrwar selbst spricht, wenn auch mißstaltet und verzerrt, das unendliche Sehnen der Menschenseele nach Gott, die Stimme des Naturgesetzes und die religiöse Anlage des Volkes. Obwohl die Tongkinesen keine klare Idee von Gott und in ihrer Sprache nicht einmal ein besonderes Wort für einen höchsten Herrn und Schöpfer aller Dinge besitzen, erfassen sie den christlichen Gottesbegriff doch mit großer Leichtigkeit, und ihr zur Untersuchung des Religiösen und Geheimnißvollen geneigter Geist dringt mit Genugthuung in die feste, logische Verkettung der christlichen Dogmen. Ihr Cult der Schutzgeister kommt einigermaßen der christlichen Lehre von den Engeln und Heiligen entgegen. Ihr Ahnencult, soweit er im Naturgesetze gründet, macht ihnen den christlichen Trauergottesdienst und die Gebete für die Verstorbenen zu einer befreundeten Erscheinung. Ihre Liebe zu äußeren gottesdienstlichen Ceremonien findet in dem Glanz und in der Würde des katholischen Gottesdienstes einen noch viel allgemeineren Anknüpfungspunkt. Da die Gefahr des „Martyriums“ den protestantischen Missionshumbug bis jetzt von diesem Lande fernehielt, so ist das natürliche Bedürfniß des Volkes nach einer den ganzen Menschen mit Leib und Seele umfassenden Religion noch nicht durch falsche Vorstellungen von Geistigkeit und schlechte Beispiele von Leiblichkeit erschüttert. Auch von Seite der Sittlichkeit bietet der Volksgeist selbst keine so großen Schwierigkeiten, wie derjenige anderer asiatischer Völker. Die Vielweiberei beschränkt sich fast ganz auf die reicheren Klassen. Die Mehrzahl der Bevölkerung aber ist arm und führt ein höchst einfaches, mäßiges Leben.

So kann es denn nicht befremden, daß sobald die Verfolgung ein Ende nahm, das Christenthum, unter dem Beistande der göttlichen Gnade, die erfreulichsten Fortschritte machte, und wir Zahlen von Bekehrungen zu verzeichnen haben, wie sie seit Jahren nicht mehr erreicht wurden. In der einzigen Mission von West-Tongkin wurden vom October 1875 bis October 1876 über 2000 erwachsene Heiden getauft. Und das sind keine bloßen Eisenbahnbekehrungen.

„Wir haben bemerkt,“ schreibt Msgr. Puginier, „daß die Bekehrungen einen Charakter von Festigkeit erlangt haben, der uns über die Zukunft dieser Neophyten die froheste Zuversicht gibt und zugleich in besonderer Weise das unmittelbare Wirken Gottes bekundet. Nimmt man das Jahr 1870 aus, wo das Christenthum in drei bis vier Dörfer eindrang, die bis dahin keine Christen hatten, so waren die Bekehrungen bisher ziemlich dünn gesäet. Es waren gewöhnlich vereinzelte Individuen oder einzelne Familien, die, vom Licht der Gnade erfaßt, das Christenthum umfingen. Die einen gehörten Dörfern an, in welchen sich schon eine Anzahl Christen befanden; die größere Anzahl von ihnen jedoch kam aus noch ganz heidnischen Dörfern. Die ersteren brauchten nach der Taufe nur eben ihre abergläubischen Gebräuche aufzugeben und konnten in ihren Dörfern bleiben. Die andern dagegen, welche heidnischen Dörfern angehörten, mußten fast immer schon vor Beginn des religiösen Unterrichts ihre Heimath verlassen. Sie kamen dann, um sich unterrichten zu lassen, in unsere Katechumenate, und waren sie getauft, so mußte man sie, um ihren Glauben sicherzustellen, bei Christen unterzubringen suchen.

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1874, S. 152 u. S. 217.

Noch dieses Jahr gab es eine ziemlich große Zahl von Bekehrungen dieser zweiten Art; aber weitaus die Mehrheit der Katechumenen gehört Dörfern an, welche schon Christen hatten, oder andern, wo die Zahl der Bekehrten groß genug war, um Christengemeinden zu gründen."

Diese Bekehrungen gehen nicht aus vorübergehenden, zufälligen Umständen hervor, sondern tragen den Charakter einer allgemeinen Bewegung. Schon Anfangs November 1876 zählten wir 700 Katechumenen, deren religiöser Unterricht in vollem Zug war, und wenn die nöthigen materiellen Mittel nicht versiegen, so ist große Hoffnung, daß der größere Theil der Bevölkerung den christlichen Glauben annehmen wird. Um dieß Werk des Heiles glücklich zu vollenden, bedarf es eines großen Missionspersonals und bedeutender Geldmittel. Was das Personal anbelangt, so ist West-Tongkin vielleicht besser als sonst irgend eine Mission mit den erforderlichen Kräften ausgestattet, den Massenunterricht zu übernehmen. Abgesehen von den 28 Missionären, welche unter Leitung des Msgr. Puginier arbeiten, zählt die Mission noch 98 eingeborene Priester, die sie alle selbst erzogen hat, und 320 Katechisten, die sich ausschließlich mit dem Unterricht der Christen oder der Heiden befassen. Das Katechistenamt ist vom apostolischen Stuhl selbst eingesetzt worden und bildet in Tongkin gewissermaßen die erste Stufe der kirchlichen Hierarchie. Um dieß Amt zu erlangen, muß man den Cölibat beobachten und ein officielles Diplom vom apostolischen Vikar erhalten haben, welcher ein solches nur nach vorausgegangenen Studien und nach einer genügenden Prüfung ausstellt. Es befinden sich in der Mission überdieß fast 600 eingeborene Nonnen, die in Communitäten zusammenleben und nöthigenfalls treffliche Hilfstruppen für die Bekehrung der eingeborenen Frauen werden können. Das sind die zahlreichen Kräfte, über welche der apostolische Vikar von West-Tongkin verfügt; aber diese Kräfte können nur dann genügend wirksam werden, wenn bedeutende Geldmittel hinzutreten.

Wegen Mangel an auswärtigem Handel und wegen Übervölkerung des Landes sind die Armen in Tongkin zahllos. Aus diesem Grunde ist die Mission genöthigt, die Katechumenen während der ganzen Zeit ihres Unterrichts zu ernähren und gleichzeitig die Kosten zu tragen, welche dieses mit sich bringt. Man kann im Durchschnitt für jeden Erwachsenen wenigstens 14 bis 15 Franken solcher Auslagen rechnen. Msgr. Puginier gibt über deren Nothwendigkeit folgende nähere Erklärung: „Es ist Brauch in der Mission, den Katechumenen für den Tag ihrer Taufe ein weißes Kleid zu geben. Das ist durchaus nothwendig, da sie sich sonst meist in Lumpen gehüllt zu der heiligen Feier einfinden würden. Dieses Kleid dient ihnen dann später für die Fest- und Communiontage. Wir geben ihnen auch ein kleines Festmahl, dessen Kosten man auf 15 Centimes per Person veranschlagen kann. Die Hauptausgabe dabei ist ein Schwein; denn in Annam würde ein Festschmaus ohne ein solches gar nichts gelten. Es wäre gar sehr kläglich, wenn wir ihnen, am schönsten Tage ihres Lebens, nichts Besseres geben wollten, als etwas Reis und Kräuter. Der Unterricht der Katechumenen vor der Taufe dauert gewöhnlich 50 bis 60 Tage. Nach der Taufe behalten wir sie noch 3 bis 4 Wochen, um ihren Unterricht zu vollenden und sie ganz besonders auf den Empfang des heiligen Bußsacraments vorzubereiten. Da ihr Herz dann in der besten Stimmung und ihr Geist vom Lichte der Gnade erleuchtet ist, so ist das der geeignetste Augenblick, um ihren Glauben zu stärken und ihren Unterricht zu befestigen. Der Unterricht dieser Neophyten dauert also im Ganzen etwa zwei und einen halben Monat; dann erst hören wir auf, ihnen das Nöthige zu ihrem täglichen Lebensunterhalte zu reichen. Denn da die größte Zahl von ihnen ganz arm ist und von der Hand in den Mund lebt, so ist es ihnen einfach unmöglich, sich während des Unterrichts den nöthigen Lebensbedarf zu verschaffen. Sobald eine neue Christengemeinde gegründet ist, braucht man eine Kirche. Gewöhnlich muß die Mission die Kosten tragen, da das Dorf zu arm ist, um den Bau auf sich nehmen zu können. Zwar sind diese Kirchen nicht theuer, sie kommen je nach der Größe der Gemeinde auf 200 bis 300 Franken zu stehen; aber es ist immerhin wieder eine neue Ausgabe für die Mission. Wir könnten die Kosten allerdings vermindern, indem wir die Dauer des Religionsunterrichts abkürzten; aber bei einem solchen abgekürzten Unterricht würden eben unwissende und schwache Christen herauskommen, die ihren Glauben nicht bethätigen und nach Empfang der heiligen Taufe, bei der ersten besten Gelegenheit, wieder zu ihrem heidnischen Aberglauben zurückkehren würden."



Chinesische Götzen: Die Geister, welche die Kinder und Enkel vertheilen.

China.

Apostolisches Vikariat Fokien. Es wird unsern Lesern noch erinnerlich sein, wie im November 1875 der Verein der heiligen Kindheit von einem pariser Journal verleumderischer Weise angeklagt wurde, seine Sammlungen zu rein politischen Zwecken zu verwenden, das Aussetzen der Kinder in China sei

eitel Erfindung und Lüge. Wir erwähnten bereits[1] die gerichtliche Verurtheilung des Journalisten, der diese Verleumdung ausgesprengt, wie des Journal-Eigenthümers und Druckers. Heute sind wir in der Lage, der bereits gerichtlich widerlegten Verleumdung noch zwei chinesische Dokumente entgegenzustellen, welche ein in Fu-Tschëu (China) erscheinendes englisches Blatt, der Foochow-Herald vom 10. Aug. 1876, mittheilt und welche die schreckliche Sitte des Kindermords so officiell wie nur möglich beglaubigen. Das erste ist eine „Proklamation des Magistrats von Fu-Tschëu-Fu" und lautet also:

„Der nichtswürdige Gebrauch in der Provinz Fokien, die kleinen Mädchen zu tödten, rührt von einer vollständigen Gewissenlosigkeit her. Die Leute, welche ihr eigenes Fleisch und Blut zerstören, begehen Grausamkeiten, welche nothwendiger Weise Unheil und Elend auf sie herabbeschwören müssen. Wenn man keine kleinen Mädchen mehr aufzieht, wie soll das Menschengeschlecht noch wachsen und gedeihen? Knaben und Mädchen sind gleicherweise eure Kinder; wie könnt ihr es über euch bringen, diejenigen zu tödten, denen ihr das Leben gegeben habt? Diese Leute ziehen nicht nur den Zorn des Himmels auf sich herab, sie vergehen sich auch offenbar wider die Gesetze des Landes. Ich wende mich gegenwärtig an die Dörfer, um ihnen diesen Befehl zu verkündigen, und das Übel strengstens zu untersagen und davor zu warnen. Ich füge auch des Weitern eine Abschrift des Gesetzesparagraphen bei, welcher sich auf den Kindermord bezieht; ihr müßt dieses Gesetz immer vor eurem Geiste gegenwärtig haben, um euch gegenseitig anzueifern und zu unterrichten. Wer immer das Gesetz übertritt, wird festgenommen und bestraft werden. Um Alles in der Welt, betrachtet diesen Aufruf nicht als eine gewöhnliche Sache. Das Gesetzbuch des Criminalgerichts enthält die folgende Bestimmung: ‚Die Großeltern oder die Eltern, welche mit Wissen und Willen ihre Enkel oder Kinder getödtet haben, werden mit 70 Bambusstreichen gezüchtigt und ein und ein halbes Jahr verbannt werden.' So oft ich spreche, begleitet das Gesetz meine Worte; es gehorche also Jedermann meinen Befehlen und höre auf, den bisherigen Weg zu wandeln."



Chinesische Götzen: Die Geister, welche die Kinder rauben.

Ob dieser Aufruf im Stande sein wird, dem verheerenden Laster zu steuern, ist mehr als zweifelhaft, da schon viele ähnliche Erlasse der Behörden wider den Kindermord ganz erfolglos verhallten. Noch weniger Erfolg darf sich wohl der folgende öffentliche Brief versprechen, mit welchem ein pseudonymer Verfasser unter dem Namen „Teng, Herr des Blutsees" den Aufruf der Behörden begleiten zu müssen glaubte. Diesem geisterseherischen Menschenfreund erschienen die vom Magistrat angedrohten Strafen viel zu gering, um von jenem Verbrechen abzuschrecken, wie sie es auch in der That sind. Er nimmt deßhalb seine Zuflucht zur Androhung außerordentlicher Strafen, und läßt mit seinem Schreiben zugleich Bilder herumgehen, in welchen die Belohnung treuer und liebender Eltern, wie die Bestrafung grausamer, entmenschter Eltern in zwar roher, aber sehr faßlicher Weise zur Darstellung gebracht ist. Das Begleitschreiben dieser bildlichen Darstellungen lautet:

„Teng, Herr des Blutsees und General der fünf Blumen, bringt zu öffentlicher Kenntniß, was folgt: Himmel und Erde freuen sich, Wesen hervorzubringen. Die Menschen sind von Natur mit Zärtlichkeit begabt. Der Himmel besteht aus dem männlichen Princip und aus dem weiblichen Princip, und das Menschengeschlecht ist getheilt in Männer und Frauen. Ich nehme wahr, daß eine Menge verderbter Menschen auf dieser Welt ihre Töchter sofort nach deren Geburt ertränken. Ich frage mich mit Erstaunen, aus was für einem Grunde sie ihre eigenen Kinder so behandeln. Durch ihre Bosheit ohne Gleichen zerstören sie ihr eigenes Geschlecht. Ich verbiete ausdrücklich den Mord der kleinen Mädchen und befehle euch, Männer und Frauen, euch zu bessern. Diejenigen, die keine Sorge tragen, ihr Benehmen zu bessern, werden gewiß Strafgerichte auf sich herabziehen. Alle Menschen bemühen sich, zu leben; hat man je Einen gesehen, der den Tod suchte? Selbst Tiger und Wölfe thun ihren Jungen nichts Leides. Wenn in Zukunft wieder Kindermord an kleinen Mädchen verübt wird, werden die Mütter der getödteten Kleinen als Mitschuldige des Verbrechens betrachtet werden. Sie werden im Blutsee gezüchtigt werden; da werden sie weinen und Wehklagen ausstoßen. Die Väter, welche das Ertränken der Kinder hindern konnten, aber nicht hinderten, werden um einen Grad strenger bestraft werden. Der Mord eines so ertränkten Mädchens wird den Verlust eines Sohnes herbeiführen, oder verursachen, daß ihr fürder keine Kinder mehr erhaltet oder daß ihr einem vorzeitigen, unglücklichen Tod anheimfallet. Eure Frauen werden sich nach eurem Tode wieder verheirathen und so euer Verbrechen bestrafen. Die Armen, welche fürchten, ihre Mädchen nicht erziehen zu können,

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1876, S. 43.

müssen sie entweder Andern zur Ehe übergeben, oder von Andern an Kindesstatt annehmen lassen. Wo sich ein Grashalm findet, da findet sich auch immer ein Thautropfen, um ihn zu laben. Die alten Weisen haben gesagt: ‚Ihr Mütter, woher seid ihr gekommen? Wie wagt ihr es, eure grausamen Gelüste zu vollziehen und euch dem Gesetze des Himmels nicht zu unterwerfen? Eure Armuth ist der Fluch, der auf euern Kindermorden lastet. Der Zorn des Himmels und der Erde entbrennt gegen euch und wird euch strafen. Wenn ihr auch eine große Anzahl Mädchen haben solltet, so dürft ihr sicher sein, dafür gesegnet zu werden, indem ihr auch Knaben zur Welt bringt. Die Erhaltung eines Menschenlebens wird einen unvergleichlichen Segensstrom auf euch zurückleiten, auf eure Kinder und Kindes-Kinder.‘ Höret deßhalb ehrfurchtsvoll meine Worte, und der Himmel wird sich nicht von euch entfernen. Ich lasse dieses in jedem Distrikt bekannt machen, und ich befehle allen Geistern des Ortes, wie auch allen Göttern der Küche, die Handlungen nicht zu verbergen, sondern an was immer für einem Orte gute Handlungen vollzogen oder Verbrechen ausgeübt werden, sie alsbald zu offenbaren, damit Lohn oder Strafe ihnen unmittelbar auf dem Fuße folge. Bilder werden ausgehängt, welche zeigen, wie die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Was denjenigen geschehen wird, die meinen Befehlen gehorchen, und denjenigen, die ihnen widerstehen, wird in diesen Bildern gezeigt.“

Diesen etwas phantastischen, aber doch gut gemeinten Aufruf begleitet der wohlunterrichtete Redacteur des Foochow-Herald, also ein protestantischer Zeuge an Ort und Stelle, mit folgenden Randglossen:

„Wenn man die zahlreichen, allenthalben ausgehängten Proclamationen betrachtet, so gelangt man zu dem Glauben, der im Süden so gewöhnliche Kindermord sei auch in Fu-Tschsu und dessen Umgebung so häufig geworden, daß, falls diesem Verbrechen nicht rasch gesteuert wird, das vollständige Aussterben der Bevölkerung nur eine Frage der Zeit sei. Wir haben die betrübende Gewißheit, daß nicht etwa bloß die Armen, welchen ihr Elend wenigstens einen Schein von Entschuldigung bieten könnte, sich auf diese Weise ihrer kaum geborenen Töchterchen entledigen, sondern daß der Kindermord auch in der reicheren Klasse vielfach verübt wird. Die Eltern scheuen die Kosten, welche die Verheirathung der Mädchen gewöhnlich mit sich bringt, und wollen das Erbtheil der Söhne nicht verringern. . . In der Furcht, das Volk möchte, wenn die Ausschreiben einmal zerstört wären, seinen Befehl vergessen, hat der Magistrat für gut befunden, sie auf Steintäfelchen eingraben zu lassen mit der Inschrift: ‚Um auf immer von dem Ertränken der kleinen Mädchen abzuschrecken.‘ Eine bisher unerhörte Sache! Des Weiteren haben die Vorsteher des (heidnischen) Findelhauses von Fu-Tschsu die Eltern, welche ihre Töchterchen etwa nicht aufziehen wollten oder könnten, eingeladen, sie, statt sie zu tödten, in das Findelhaus zu bringen, wo man sich ihrer annehmen würde. Endlich ist auf die gerichtliche Anzeige eines Kindermordes eine Prämie von 5000 bis 3000 Sapeken ausgesetzt, je nachdem das Verbrechen von einer reichen, weniger bemittelten oder armen Person begangen worden.“

Unter ihren zahllosen Götzen haben die Chinesen auch einige, denen sie den schnellen Tod oder auch die Ermordung ihrer Kinder zur Last legen, andererseits auch solche, welche den Eltern Kinder schenken. Nebenstehende Abbildungen dieser Götzen verdanken wir dem hochw. P. Delemasure aus der Lazaristen-Congregation. (Vgl. oben S. 83. Anm.)

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Folgende Mittheilungen entnehmen wir einem vom 22. Januar d. J. datirten Briefe des P. J. Joset S. J., welcher seit 1846 als Missionär im Felsengebirge (**Washington-Territorium** in der Nordwestecke der Vereinigten Staaten) unter den Indianern arbeitete:

„Gegenwärtig, schreibt er, bin ich nur mehr der einzige Schweizer in dieser Mission; die PP. Götz und Menetrey, welche früher auch unter den Indianern wirkten, sind jetzt für die Weißen beschäftigt; ich dagegen bin bei meinen lieben Wilden geblieben und werde auch wohl hier bleiben bis zu meinem Tode, der nicht mehr fern sein kann. Die memento mori fehlen nicht und gar oft habe ich dem Tode schon in's Antlitz gesehen, zuletzt im Jahre 1870, als ich von einer Unterleibsentzündung befallen wurde, die mich an den Rand des Grabes führte. Ich hatte bereits die Sterbesacramente empfangen, der Arzt hatte keine Hoffnung mehr, und ich selbst hoffte, in der Oktave des hl. Ignatius zu sterben. Allein ich war noch nicht reif für den Himmel, und der liebe Gott hat mir noch einige Zeit zur Arbeit gelassen.

Es wird Sie vielleicht interessiren, wenn ich Ihnen erzähle, bei welcher Gelegenheit ich mir jene Krankheit zuzog; Sie können dadurch einen kleinen Einblick in meine täglichen Beschäftigungen und in unsere ganze Mission gewinnen. Ich muß aber etwas weit ausholen und sogar bis auf das Jahr 1854 zurückgreifen. Damals befand ich mich in Colville; die Blattern, welche unter den Indianern wütheten, gaben mir viel zu schaffen. An einem Nachmittage erhalte ich Nachricht von der Erkrankung eines Burschen drunten am Flusse. ‚Wie heißt er?‘ frage ich. — ‚Er ist noch nicht getauft,‘ lautet die Antwort. — ‚Sag ihm, er soll sich warm halten.‘ — ‚Warm halten? wie soll er das? er hat heute Morgen seine letzte Decke für das Begräbniß seines Vaters hingegeben.‘ — Von Mitleid gerührt, schickte ich ihm eine gute Decke und einige Matten; bald kam ich auch selbst und unterrichtete ihn: er erhielt in der hl. Taufe den Namen Ignatius. Er zeigte sich sehr gelehrig und gewissenhaft. Nach drei Wochen, da er wieder hergestellt war, nahm ich ihn, um seinen Unterricht zu vervollständigen, zu mir. Ich ließ ihn seine erste heilige Communion machen, aber ach! kurz darauf ließ er sich durch einen schlechten Kameraden beschwätzen und verließ mich. Von Zeit zu Zeit kehrte er wieder und legte seine Beicht ab. Bald verließ ich Colville und kehrte erst 1869 dahin zurück. Inzwischen hatte ich unseren Ignatius ganz aus den Augen verloren. Während der Fastenzeit ruft man mich zu einem unserer Christen, der 25 Meilen weiter im Gebirge, auf der Grenze des Gebietes der Okinaganen, lebensgefährlich erkrankt sein sollte. Als ich anlangte, fand ich den vorgeblichen Kranken ganz gesund; so geht's nun einmal hier! man macht neun Krankenbesuche für nichts, dafür erlebt man vielleicht ein zehntes Mal den Trost, einem Sterbenden die letzten Stunden zu versüßen.

Eine frohe Botschaft sollte denn doch der Lohn dieses anscheinend vergeblichen Ausfluges sein. Ich erfahre, daß mein Taufkind Ignatius sich unter den Okinaganen befindet und da als Apostel wirkt: er mahnt ab von Spiel und Trunk und andern bösen Angewöhnungen, er legt den Zauberern das Handwerk, steht den Kranken bei und tauft die Sterbenden. Es war mir für dießmal unmöglich, ihn aufzusuchen; doch nahm ich mir fest vor, es bei nächster Gelegenheit zu thun; war mir ja die Aussicht eröffnet, mit diesem bisher übelgesinnten Volksstamme in Verbindung zu treten. Der nächste Mai fand mich auch schon auf dem Marsche. Mein Führer, ein Häuptling aus Colville, bestimmte mich, den Weg über's Gebirge einzuschlagen; der Schnee, meinte er, würde von den Bergen bereits wegge-

schmolzen sein, in der Ebene dagegen erschwerten die aus ihrem Bette getretenen Ströme den Weg. Er hatte sich getäuscht. Dicht unter dem Kamme des Gebirges war der Schnee so tief, daß die Pferde nicht durchkommen konnten: wir mußten absteigen und zuerst den Weg bahnen. Die Okinaganen waren sehr erstaunt, uns ankommen zu sehen. Ich fand sie willig gestimmt, aber für eine ausführliche Belehrung im Christenthum war der Augenblick nicht gerade günstig. Die Okinaganen sind die sorglosesten unter den Wilden, nie sammeln sie Vorräthe an Lebensmitteln und so litten sie denn eben jetzt wieder bittere Noth. Den ganzen Tag waren sie auf der Suche nach Wild oder eßbarem Moose.

Was ich von Ignatius gehört, hatte seine Richtigkeit. Er war Besitzer eines kleinen Meierhofes mit zwei wohnlichen Hütten Seine Erntevorräthe setzten ihn in den Stand, den Nothleidenden zu Hilfe zu kommen, und fürwahr! er hatte es in ausgiebigster Weise gethan. Seine Mildthätigkeit hatte ihm zu hohem Ansehen verholfen und er zählte, seiner Jugend ungeachtet, zu den Häuptlingen. Sein Haus diente mir als Kapelle. Hier besuchten mich die Wilden, verweilten zwei bis drei Tage bei mir und begaben sich dann wieder auf die Jagd. Ich hatte mit Unterricht und Spendung der Sacramente vollauf zu thun; diejenigen, die nicht zu mir kommen konnten, suchte ich auf. Es waren der Tage nur zu wenige, welche ich diesem Stamme schenken konnte, denn auch anderen Stämmen war mein Besuch zugesagt. So vertröstete ich denn meine Wilden auf eine baldige Wiederholung meines Besuches und setzte den nächsten Tag für meine Abreise fest.

Am folgenden Morgen waren meine Pferde nicht gleich zu finden. Während man sie noch sucht, wird mir gemeldet, daß sich einem etwa acht Stunden entfernt wohnenden Häuptlinge seine Flinte von ungefähr entladen hat und der Schuß ihm in's Knie gegangen ist; man hatte das Blut nicht zu stillen vermocht. Er war Heide und hatte mehrere Frauen; zudem befand er sich auf britischem Boden, folglich außerhalb unseres Sprengels; aber der Mann war in Lebensgefahr und die PP. Oblaten, denen die Diözese von St. Albert anvertraut ist, befanden sich weit, weit weg. ‚Hätte ich doch nur ein Pferd,‘ sagte ich, ‚ich wollte den Mann besuchen.‘ — ‚Nimm das meine,‘ fiel mir einer der Wilden in's Wort. Das war es eben, was ich wollte. Ich ritt hinüber. Ich fand den Häuptling bereits außer Gefahr. Indessen war seine neunjährige Enkelin Josephine von einer Klapperschlange gebissen worden; hier kam alle Heilkunst zu spät und es blieb mir nichts zu thun, als das Kind auf einen guten christlichen Tod vorzubereiten.

Darauf bat mich der Häuptling, in einer benachbarten Hütte ein neugeborenes Kind zu taufen. Nach vollzogener heiliger Handlung frug ich nach dem Namen der Eltern. Der Vater war der Häuptling selbst, die Mutter nannte sich Cäcilia. — ‚Cäcilia? so seid ihr denn getauft?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Wie? du bist getauft, du bist ein Kind Gottes und lebst mit einem Heiden, der mehrere Frauen hat?‘ — ‚So hat es mein Vater gewollt.‘ — ‚Wie heißt dein Vater?‘ — ‚Manuel.‘ Der Name war mir bekannt. Ich hatte die Leute in Colville zur Zeit der Blattern getauft, seither hatten sie sich nicht mehr blicken lassen. Ich kehrte zu dem Häuptlinge zurück: ‚Ich wußte, daß du nicht getauft bist,‘ redete ich ihn an; ‚ich wußte, daß du mehrere Weiber hast: doch habe ich dich deßwegen nicht zur Rede gestellt. Jetzt höre ich aber, daß du eine Tochter des lieben Gottes an dich genommen hast. Du wußtest, daß sie getauft ist, daß sie ein Kind Gottes ist, und du hast dich nicht gescheut, sie zu nehmen, du behältst sie bei dir trotz des Verbotes Gottes, ihres Vaters. Das ist recht böse.‘ Er erwiederte kein Wort und gab kein Zeichen von Unwillen: offenbar hatte ihn mein Besuch gerührt.

Als ich Tags darauf zu Ignatius zurückkehrte, waren meine Pferde gefunden; aber auch der oberste Häuptling des Stammes, ein Heide, war zur Stelle; er war mit seinem ganzen Lager zwei Tagereisen weit hergekommen, um mich zu besuchen. Unter seinen Leuten fanden sich Christen, die seit Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Nochmals mußte ich meine Abreise verschieben. ‚Ich übergebe mich in deine Hände,‘ sprach der Häuptling zu mir. ‚Mein Weib und meine Kinder sind bereits getauft. Du wirst mich zum Christen machen, wann es dir gefällt.‘ Ich glaubte seine Taufe noch hinausschieben zu müssen, weil ich erfuhr, daß er sich zeitweilig dem Trunke hingebe; ich vertröstete ihn demnach auf meinen nächsten Besuch, den ich für den Sommer in Aussicht genommen hatte.

Die andern Stämme, zu denen ich mich nunmehr begab, empfingen mich mit Kälte; manche Leute verweigerten es, mir zum Zeichen der Gastfreundschaft die Hand zu reichen. Irgend Jemand hatte das Gerücht in Umlauf gesetzt, ich sei ein Sendling der Regierung und ginge darauf aus, sie um ihre Ländereien zu bringen. Einer, der sich mir äußerst feindselig gezeigt hatte, kam Tags darauf zu mir und sagte: ‚Ist erst einmal diese Frage wegen der Ländereien entschieden, dann magst du alle unsere Kinder haben.‘ Eine Familie folgte mir nach Colville, wo sie unterrichtet und getauft wurde.

Unterdessen waren meine mitgenommenen Lebensmittel erschöpft und die arme Nahrung der Wilden war für meinen schwachen Magen nicht geeignet. Krank kam ich in Colville an, und mein Unwohlsein entwickelte sich zu jener Unterleibsentzündung, die mich dem Tode nahe brachte. Ich kehrte zu diesen Leuten nicht wieder zurück. Aber es gefiel Gott, mir zu neuer Arbeit das Leben zu fristen, und so stehe ich jetzt in meinem 67. Lebensjahre noch vollkommen rüstig da. Als ich wieder hergestellt war, schickten mich meine Obern hieher in die Mission vom heiligsten Herzen: meine Okinaganen sah ich nicht wieder, doch hörte ich, daß der Häuptling, dem ich Vorstellungen wegen seiner Vielweiberei gemacht, seine Weiber entlassen habe und bald darauf getauft worden sei, sowie daß auch der oberste Häuptling der Okinaganen mit fast seinem ganzen Stamme das Christenthum angenommen habe. Die Patres von Colville besuchen sie von Zeit zu Zeit; sie selbst erscheinen auf die Hauptfeste zahlreich in der Mission und bereiten den Missionären vielen Trost.“

Miscellen.

Statistik der Missionen, welche dem Pariser Seminar der auswärtigen Missionen anvertraut sind, für das Jahr 1876.

Missionen.	Bevölkerung.		Zahl der Taufen.			Klerus.		Katechisten.	Kirchen oder Kapellen.	Seminare.	Zahl der Seminaristen.	Elementarschulen.	Zahl der Elementarschüler.
	Gesammtbevölkerung.	Katholiken.	Erwachsene Heiden.	Christenkinder.	Heidenkinder.	Europ. Missionäre.	Einheimische Priester.						
Japan (2 Vikariate)	33,000,000	15,500	1,158	518	162	30	—	179	20	2	62	14	565
Korea	?	?	—	—	—	5	—	—	?	—	—	—	—
Mandschuret	?	9,000	152	376	3,536	18	2	—	?	—	—	40	?
Su-tschuen, westliches Vikariat*	15,000,000	33,000	507	1,336	51,552	22	33	8	14	2	91	170	1,998
„ östliches „	15,000,000	40,000	2.701	1,100	40,986	27	41	210	40	2	90	130	1,600
„ südliches „	15,000,000	17,089	298	600	25,218	18	9	22	20	1	38	78	1,130
Jun-nan	12,000,000	11,000	300	600	11,000	13	7	30	20	1	17	27	400
Kuei-tschen	?	10,766	737	928	10,881	21	3	56	42	3	61	40	656
Kuang-tong	?	15,238	570	595	2,880	27	2	—	68	1	54	—	—
Kuang-si	?	358	36	35	—	6	—	—	?	—	—	4	?
Tibet	?	349	45	—	—	9	—	—	?	—	—	—	—
Tongkin, westliches Vikariat		141,000	1,876	6,403	44,136	29	98	320	500	3	268	—	—
„ südliches „		71,465	419	2,648	5,305	13	59	—	?	1	92	—	—
Cochinchina, nördliches Vikariat	10,000,000	26,446	116	1,059	4,466	8	43	2	?	1	31	—	—
„ östliches „		33,992	189	1,719	6,159	14	20	39	177	2	39	3	70
„ westliches „		43,500	871	1,739	2,088	43	24	60	150	1	150	60	3,228
Kambodscha	2,000,000	11,150	309	590	1,061	14	—	8	52	—	—	14	262
Siam	9,000,000	11,400	521	444	—	23	6	30	?	1	26	28	505
Malaiische Halbinsel	300,000	6,000	332	192	30	14	—	—	?	—	—	—	—
Birmanien, südliches Vikariat	2,400,000	10,250	221	370	32	17	4	18	45	1	56	29	1,093
„ nördliches „	4,000,000	1,700	20	100	180	9	—	5	7	1	14	7	50
Pondichery	6,641,841	143,941	1,920	5,005	1,513	59	26	125	265	2	54	62	3,835
Maïssur	5,422,000	26,970	326	985	334	20	8	46	71	1	28	32	1,048
Coïmbatur	2,000,000	21,339	266	868	523	20	4	15	68	1	16	25	760
Total:	136,363,841	701,444	13,835	28,210	213,042	479	389	1,173	1,559	27	1,187	763	17,200

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Von G. v. G.	100.—
Aus Düsseldorf	15.—
Aus Cleve	10 —
Von Neumagen	5.—
Von Pfr. Weber in Luxemburg	20.—
Von Kaplan Altstädt in Böddeken	30.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Hoffmann in Neustadt in Oberschlesien	21.—
Von Prof. Dreher in Sigmaringen	20 —
Von J. Sch. in H.	21.15
Von Pfr. Bauer in Istein	5 —
Aus Rüdesheim	7.—
Durch Kaplan Remlinger in Ertingen	60.—
Durch Kaplan Scheeve in Steinfeld	21 —
Durch J. Sch. in H.	38.—
Von J. F. in M. durch Herder & Co in München	18.—
Aus Kallmünz	6 —
Von J. H. in Aibling	6.—
Von Pfr Weber in Luxemburg	20.—
Aus Memmingen: In honorem St. Mariae	5.—
Von Jungfrau Rosine Heilig durch Dr Mattes in Weingarten	40 —
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Pfr. Dr. Thielemann in Margrethenhun	35 —
Aus Memmingen: In honorem St. Mariae	5.—
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Durch P. C. in W.	3.—
Durch B. Herder in St. Louis, Mo., aus Petersburg, Ills.	21.—
Von Pfr. Weber in Luxemburg	20 —
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von den kathol. Schulkindern Regensburgs, obere Stadt	226.50
Von Corte in Bocholt	15.—
Für die Mission in Japan:	
Aus Düren: Beim lieben Gott auf Zinsen	300 —
Für die Mission in China:	
Von Rev. A. Bergmann in Eau Claire, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	52.50
Für die Mission im nördlichen Pe-tsche-ly:	
Von K. A. B. A. H.	5.—
Für die Mission im westlichen und östlichen Su-Tschuen:	
Von K. A. B. A. H.	4.—
Für die Mission der Malabaren in Birmanien:	
Von K. A. B. A. H.	3.—
Für die darbenden Christen und Katechumenen in Pondichery:	
Aus Düren	150.—
Von Pfr. Kosciemski in Barlozno	15.—
Für die Mission in Bauspallah (Indien):	
Von K. A. B. A. H.	3 —
Für die Anna-Kapelle in Bykutla (Bombay):	
Von K. A. B. A. H.	2.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von L. K. in Rheinpreußen	8 —
Von Neumagen	5.—
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von Pfr. Kosciemski in Barlozno	30.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von Pfr. Kosciemski in Barlozno	30 —
Von Priester R. Kiel in Gelsa	5 20
Von Vikar N. N.	141.—
Für die Aussätzigen in Molokai auf Madagascar:	
Von Ungenannt aus Regensburg	1.—
Für die Mission der beiden Guineen (Afrika):	
Von K. A. B. A. H.	5 —
Für die Mission auf den Falklandsinseln:	
Von Neumagen	5.—
Für das kathol. Vikariat Athabaska-Mackenzie:	
Von K. A. B. A. H.	3.—
Für den Peter-Claver-Verein:	
N. N. „Gott erleuchte alle Völker", durch Herder & Co. in München	20.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft . fl. 33.50 ö. W.	53.81
Von J. P. H. K.	30.—
Für die Mission in Lappland:	
Von Pfr. Weber in Luxemburg	15.—
Zum Bischofsjubiläum des hl. Vaters:	
Durch P. C. in W.	3.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von G. K. in Grünthal, durch Herder & Co. in München	5.—
Von K. A. G., durch Herder & Co. in München	10.—
Aus Warendorf	50.—
Durch H. Oster in Aachen vom Verein der heiligen Kindheit	150.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden.)
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.